2,00 DM / Band 754
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16

NEU



GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Als Carmen sich die Köpfe holte

Frankreich F 9,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 175



Als Carmen sich die Köpfe holte

John Sinclair Nr. 754

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 15.12.1992

Titelbild von San Julian

Sinclair Crew

Als Carmen sich die Köpfe holte

Carmen Cavallo wollte und würde töten!

Sie wußte das, und ihr Gesicht zeigte keine Regung, als sie aus dem Seat stieg. Sie hatte den Wagen an einer günstigen Stelle geparkt, wo das bleiche Mondlicht nicht hinschien. Von hier aus war es nicht weit bis zu ihrem Ziel.

Mit noch immer reglosen Zügen öffnete sie die Haube des Kofferraums. Sie beugte sich vor und tastete dabei über den Boden, bis sie einen bestimmten Gegenstand gefunden hatte. Sie zog ihn zu sich heran, wobei ihre Finger beinahe sanft über das Leder der Scheide strichen. Carmen lächelte, als sie das scharf geschliffene Schwert herauszog.

Sie trat zurück und holte tief Luft. Ihr Lächeln wirkte jetzt kalt und mörderisch, passend zu ihrem Vorhaben.

Die Augen erinnerten an kalte, dunkle Spiegel. Das Haar hielt Carmen durch ein Stirnband zusammen. Sie trug bequeme Kleidung, in der sie sich auch hier draußen bewegen konnte, und die Kleidung war dunkel. So fiel es nicht auf.

Carmen kannte den Weg. Sie hätte ihn auch mit verbundenen Augen gefunden. Er war für sie nicht mehr beschwerlich, andere Menschen hätten sich schwerer damit getan, die junge Frau aber stieg mit langen Schritten den gewundenen Pfad hoch, der den letzten Rest der Bergflanke an der Westseite durchschnitt.

Es lief wie immer.

Zweimal schaute sie sich um. Den kleinen Ort im Tal konnte sie nicht mehr sehen. Eine samtblaue Dunkelheit hielt ihn versteckt. Um dort ein Licht zu sehen, war sie zu weit entfernt.

Manchmal lösten sich kleine Steine unter ihren Füßen. Es waren die einzigen Geräusche.

Nach einer breiten Kurve endete der Weg. Er lief praktisch auf einem flachen Plateau aus, von dem aus Carmen eine sehr gute Sicht hatte, auch in der Nacht.

Die Landschaft interessierte sie nicht. Für sie war nur das Ziel wichtig, dem sie sich mit einer knappen militärisch wirkenden Bewegung zuwandte.

Ihr Blick fiel auf die Felsen.

In der Dunkelheit wirkten sie wie ein übergroßes Spielzeug, an dem ein Kind gebaut hatte, aber nicht mehr fertig geworden war, weil die Mutter es ins Bett geschickt hatte.

Der Vergleich mit einer Mondlandschaft traf zwar nicht zu, aber was sich hier auf dieser breiten Bergkuppe verteilte, waren die Reste einer alten Festung, die nicht einmal mehr von schwitzenden Touristen besichtigt wurden, da es sich einfach nicht lohnte. Es gab keine intakten Räume mehr, es standen zwar noch Mauern, die aber waren längst verfallen. Manche von ihnen sahen so aus, als hätte jemand mit einem gewaltigen Hammer auf sie eingeschlagen und sie so brutal zerstört, daß sich die Reste in der Gegend verteilt hatten.

Freiwillig ging hier niemand hin. Die Ruine war verlassen, seit Jahrhunderten schon Wind und Wetter preisgegeben und praktisch ohne Leben. Es sei denn, man stand auf Eidechsen und Schlangen, die am Tage oft genug auf den blanken Felsen lagen und ihre Körper den Sonnenstrahlen feilboten.

Das wußte Carmen alles.

Doch am Tage kam sie nur selten her. Sie war eigentlich nur dreimal an diesem Ort gewesen und das wiederum zu verschiedenen Zeiten, weil sie sich einen Plan von dieser Gegend hatte machen wollen.

Jetzt kannte sie hier jeden Stein.

In dieser Nacht war sie wieder unterwegs. Sie trug dünne

Handschuhe, um den Schwertgriff besser fassen zu können.

Sie stand auf dem Plateau wie eine finstere Göttin. Blitzschnell bewegte sie den rechten Arm.

Nach rechts, nach links, nach oben und auch nach unten. Das Schwert machte die Bewegung mit. Es schnitt durch die Luft, und das dabei entstehende pfeifende Fauchen übertönte auch das Jammern des Windes, der hier immer wehte.

Carmen war mit sich zufrieden. Sie beherrschte die Kunst des Fechtens. Sie dachte daran, daß sie mal in Toledo gewesen war, in dieser Stahlstadt, da wurden die Kinder praktisch mit der Klinge groß. Der Stahl aus Toledo hatte in der Welt nach wie vor noch einen sehr guten Klang.

Ihr Bewußtsein hatte sich voll und ganz auf die neue Aufgabe eingestellt. Nichts würde sie jetzt abhalten können. Sie war innerlich kalt geworden.

Man hätte sie auch als eine Kampfmaschine bezeichnen können. Carmen wußte genau, daß es sie gab, einige hatte sie vernichten können, aber sie wußte nicht, wie viele es waren. Vielleicht sogar hundert und mehr, aber sie würde nicht aufgeben, bis sie alle erschlagen hatte.

In manchen Nächten war sie auch vergeblich hier oben gewesen. Da hatte sich keine der Bestien gezeigt. Es konnte auch sein, daß sie noch nicht erweckt worden waren. Jedenfalls würde sie nicht aufgeben, und irgendwann gab es sie dann nicht mehr.

Mit anderen Menschen hatte sie über ihr Vorhaben nicht sprechen können. Die hätten ihr nicht geglaubt, die hätten ihr gewisse Dinge auch nicht zugetraut, aber sie war nicht mehr das kleine verwöhnte Mädchen, als welches sie ihre Eltern hatten aufwachsen lassen. Sie war jetzt eine Frau von dreißig Jahren, die genau wußte, was sie wollte und sich von ihrem Weg nicht abbringen ließ.

Dabei kam ihr zugute, daß sie finanziell unabhängig war. Ihre Eltern besaßen Vermögen und Grundbesitz, außerdem hatte sie einen guten Job, und keiner wäre wohl auf den Gedanken gekommen, Carmen mit einer Aufgabe in Verbindung zu bringen, der sie sich tatsächlich verschrieben hatte. Man wunderte sich nur wegen anderer Dinge. Daß sie nicht verheiratet gewesen war, zum Beispiel.

Das Plateau war groß und weit. Es verschmolz im Westen mit den Bergen, es war wie ein flacher Teller, immer den Winden preisgegeben, im Sommer der Hitze und im Winter der trockenen Kälte, die manchmal widerlich sein konnte.

Das hier war nicht das Spanien der Touristen, hier konnte ein Fremder das echte Land erleben, aber wer von den Touristen wollte das schon? Die interessierte zumeist nur die Ostküste, und Carmen sah dies nicht als einen Nachteil an.

Sie schritt über das glatte Steinfeld. Der Mond stand knallhart über ihr. Er schaute nicht freundlich auf sie nieder, sondern kalt und abweisend. Sein Licht hatte einen bläulichen Schimmer bekommen, von Romantik keine Spur, aber für Wesen, die sie jagte, war das Licht genau richtig. Deshalb ging sie auch davon aus, daß sie in dieser Nacht Erfolg haben würde.

Bei ihrem weiteren Weg sah es aus, als würde sie kleiner werden. Das stimmte nicht, es waren nur die Ruinen, die jetzt in ihrer Nähe hochwuchsen und davon in etwa zeugten, wie mächtig die Festung einmal gewesen war.

Die Mauerfragmente wirkten wie unheimliche Wächter. Die zwei Türme der Festung waren eingefallen, und ihre Reste lagen verstreut auf dem Plateau.

Trockenes Gestrüpp wuchs aus zahlreichen Spalten und Rissen hervor. Manchmal schmiegte es sich auch gegen die Felsen. Jetzt im Mai sah es noch nicht so verdorrt aus, das würde in wenigen Wochen anders sein, wenn die große Trockenheit begann.

Es gab nicht nur den sichtbaren Teil der Festung. Ein unsichtbarer war ebenfalls vorhanden, doch ihn kannten nur Eingeweihte. Carmen zählte sich dazu, obwohl ihr die gesamten Ausmaße der unterirdischen Kavernen und Gänge nicht bekannt waren. Da hätte sie Monate gebraucht, um sie zu durchforsten. Die Mauren hatten sich damals sehr viel Mühe gegeben, diese gigantische Anlage zu errichten.

Zu den Kavernen gab es mehrere Einstiege. Diese dienten auch gleichzeitig als Schlupflöcher, und darauf lauerte Carmen Cavallo. Sie selbst wollte nicht unbedingt in die unterirdische Welt hineintauchen. Sie gab zu, Angst zu haben, nicht vor den Geschöpfen, sondern vor den Kavernen selbst, denn sie waren im Laufe der Zeit doch sehr brüchig geworden.

Sich selbst hatte sie manchmal den Namen Salome gegeben, denn auch diese Frau hatte damals Köpfe gefordert. Vor allen Dingen den des Johannes.

Alte Pläne oder Zeichnungen besaß Carmen von der Festung leider nicht. Sie hatte sie auf eigene Faust erkunden müssen und war schon sehr zufrieden mit dem Ergebnis.

Im Schatten eines hohen Felsens, der aussah wie ein schiefer Turm, ließ sie sich nieder. Das war ihr Lieblingsplatz, hier hockte sie und wartete.

Manchmal vergingen Stunden, bis sie einen Erfolg verzeichnen konnte. Es war aber auch möglich, daß die Bestien bereits nach ein paar Minuten angelockt wurden.

Aber sie hatte Zeit.

Das Schwert legte sie neben sich. Seine Klinge glänzte in der Dunkelheit wie ein silbriges Band, über das blaue Schimmer

hinwegliefen. Das Mondlicht schien in einem schrägen Winkel auf die Anlage nieder und bedeckte sie mit einem fahlen, kalt wirkenden Schleier, als wollte es all diese Dinge einpacken.

Kein Lächeln zeichnete ihr Gesicht. Carmen saß auf der Stelle wie eine Statue und schien selbst zu einem Felsen geworden zu sein.

Zeit verging.

Sie wartete und lauschte.

Nach ungefähr einer halben Stunde sie war völlig in diese Umgebung aufgegangen - rührte sie sich wieder. Bisher hatte sie keinen Erfolg gehabt, aber das konnte sich ändern.

Sie hob das Schwert an und führte die Klinke vorsichtig gegen ihren linken Handballen.

Als das Metall das Fleisch berührte, da merkte sie für einen Moment die Kälte. Die dann verging, als sie den Handballen an der scharfen Schwertseite hochführte und sich in das Fleisch hineinschnitt. Eine Wunde blieb zurück.

Sie legte die Klinge wieder zur Seite und hob die Hand an, bis sich diese dicht vor ihren Augen befand. Carmen schaute auf das Blut, das aus der Wunde quoll und schräg über den Handballen hinweg auf das Gelenk zulief.

Sie hatte sich nicht bewegt, war beim Schnitt nicht einmal zusammengezuckt, schaute gegen das Blut und vermeinte auch, seinen Geruch wahrnehmen zu können.

Wenn sie es roch, dann rochen es die anderen auch. Dann würden sie aus ihren Verstecken getrieben werden und kommen. So und nicht anders sollte es sein.

Carmen Cavallo saß da, als wäre sie in Gedanken versunken. Sie schaute dem Blut nach, das sich am Gelenk gesammelt hatte und von dort zu Boden tropfte.

Nein, es zischte nicht, nur kleine, dunkle Flecken breiteten sich dort aus. An den Rändern sahen sie aus wie Sterne mit weichen Kanten.

Wann würden sie kommen?

Carmen schloß die Augen. Sie drückte ihren Hinterkopf gegen den noch warmen Fels und dachte daran, ob sie tatsächlich alles richtig gemacht hatte. Immer wieder stellte sie sich die Frage, was sie verkehrt gemacht haben konnte.

Nein, es war schon gut, was sie da tat. Nur war sie realistisch genug, um sich einzugestehen, daß ihr die Aufgabe möglicherweise über den Kopf wachsen könnte und sie schon jetzt aufgefallen war.

Von allein waren die Bestien nicht aus ihren Höhlen gekrochen. Carmen ging davon aus, daß hinter ihnen eine mächtige Kraft stand, die ihr leider unbekannt war. Und wenn sie es schaffte, sich dieser anderen Kraft zu stellen, dann zweifelte sie plötzlich an ihrem Können. War sie mächtig genug, um ihr widerstehen zu können?

Sie wußte es nicht, aber sie hatte in gewisser Weise auch vorgesorgt. Durch ihre Eltern, die als hochgestellte Persönlichkeiten zu allen Bereichen sehr gute Beziehungen unterhielten, wußte sie, daß es auch andere Menschen gab, die gegen das Böse kämpften. Nicht unbedingt in Spanien, sondern in anderen Ländern Europas, und da stand Großbritannien sehr weit oben. Dort lebte ein Mann, der ungefähr den Weg eingeschlagen hatte wie sie auch.

Sie wußte auch seinen Namen.

John Sinclair!

Sein Name hatte sich auch auf der iberischen Halbinsel herumgesprochen, denn er hatte einige spektakuläre Fälle gelöst, unter anderem eine Blutfrau gestellt und auch die Zombies vom Galgen-Trio vernichtet. Sollten ihr hier die Probleme über den Kopf wachsen, würde sie versuchen, mit diesem Sinclair in Kontakt zu treten. Zwar kannte sie ihn nicht, aber wie sie ihn einschätzte, würde er kommen, denn das hier war etwas für ihn.

Carmen öffnete die Augen und schaute nach ihrer kleinen Wunde. Sie blutete nicht mehr. Die Reste entfernte sie mit einem Taschentuch und hoffte, daß sie in der Nacht Glück hatte. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihr, daß Mitternacht vorbei war.

Ihre Zeit?

Glaubte man den Geschichten und Legenden, dann schon.

Kein Geräusch unterbrach die nächtliche Ruhe. Und an das Säuseln des Windes hatte sie sich so sehr gewöhnt, daß ihr jeder andere Laut sofort aufgefallen wäre.

Carmens Sitzplatz war günstig. Nicht zu weit entfernt lag einer der Einstiege in die Unterwelt, und genau dort würden sich die verdammten Bestien aufhalten.

Sie bewegte sich. Zog die Beine an, streckte sie aus, probierte im Sitzen auch eine Armgymnastik und legte schließlich ihre rechte Hand um den Schwertgriff.

Carmen gab viel auf ihr Gefühl. Das ließ sie auch jetzt nicht im Stich. Sie glaubte fest daran, daß sie in dieser Nacht Erfolg habe würde, denn die Gegebenheiten waren einfach ideal. Das Mondlicht mußte sie aus ihren Schlupflöchern hervorholen.

Sie hörte ein Geräusch!

Sofort riß ihre Gedankenkette. Carmen setzte sich noch steifer hin, und trotz der Wärme war ihr auf dem Rücken kalt.

Das Geräusch war untypisch gewesen, aber sie kannte es. Es gab hier manche Steine, die sich bei einem Stoß anhörten, als wäre Metall gegen Metall geschlagen.

Sie stand auf.

Das Schwert hatte Carmen ebenfalls aufgehoben. Sie hielt es schräg vor sich und umklammerte den Griff mit beiden Händen. Die Spitze

war leicht gegen den Boden gestemmt.

Der Wind brachte den Geruch von Staub und verblühtem Salbei mit. Aber noch etwas mehr.

Carmen kannte diesen Modergestank. Ja, so rochen sie.

Carmens Haltung spannte sich. Sie lauschte jetzt nur, da sie sicher war, daß sich das Geräusch wiederholte. Eines der schrecklichen Wesen hatte die Nähe des Menschen gespürt und war auf dem Weg zu ihr. Sicherlich war ihm auch der Blutgeruch in die faulige Nase gestiegen, bestimmt roch er das frische Fleisch und war bereit, es aus dem Körper zu reißen.

Als Carmen daran dachte, schauderte sie. Wie immer wurde ihr in solchen Momenten bewußt, in welch einer Gefahr sie schwebte. Eine falsche Handlung, und sie war verloren.

Aber sie überwand diesen Zustand, erkaltete innerlich, war darauf vorbereitet, dem Grauen entgegenzutreten.

Ihr Mund bildete einen Strich. Sie atmete nur mehr durch die Nase und hob die Augenbrauen an, als sich das Geräusch zwar nicht wiederholte, dafür als ein Tritt auf hartem Fels von ihr identifiziert werden konnte. Und nicht sehr weit entfernt.

Da kam etwas…

Carmen wartete ab. Den Kopf leicht vorgebeugt, den Rücken aber mit der Felswand verwachsen.

Wieder ein Schritt, dann ein Schlurfen…

Er war schon nahe.

Sie schnupperte. Der Geruch hatte sich verstärkt. Uralte Fäulnis trieb ihr entgegen, und wie immer hatte sie Mühe, sich nicht übergeben zu müssen.

Er würde von rechts kommen. Er mußte den hohen Felsen noch umrunden, bis er vor seinem Ziel stand.

Darauf wartete sie.

Wieder verstrichen Sekunden. In Carmens Nacken hatte sich kalter Schweiß gesammelt. Einige Tropfen rannen kühl über ihren Rücken.

Nur nicht ablenken lassen. Jeder Fehler konnte tödlich sein. In ihrem Innern hatte sich die Spannung aufgebaut wie Gas in einem Ballon. Sie stand dicht vor einer Explosion.

Der andere ging weiter.

Sie hörte ihn besser.

Wieder wehte eine Wolke auf sie zu. Der Gestank einer uralten Gruft, modriges Fleisch, verfaulte Haut, einfach widerlich.

Plötzlich sprang sie vor.

Zwei große, schnelle Schritte legte sie zurück, blieb stehen und kreiselte herum. Das Schwert machte die Bewegung mit und wurde von ihr noch in der Drehung angehoben.

Carmen Cavallo hatte genau den richtigen Augenblick erwischt. Das

Wesen stand direkt vor ihr.

Sie hätte jetzt zuschlagen können, aber der erste Schock ließ sie erstarren. Was sie zu sehen bekam, war furchtbar, und am furchtbarsten daran empfand sie, daß sie hier keiner Figur aus einem Horrorfilm gegenüberstand.

Das Wesen war echt!

Eine uralte Gestalt, vertrocknet, halb zerfetzt. So etwas durfte nicht existieren. Das Gesicht sah aus wie alte Rinde. In den Augen schimmerte Mondlicht wie ein kalter See. Das Maul stand weit offen.

Aus dieser Höhle wehte ihr der widerliche Gestank entgegen, aber sie sah auch die beiden Hauer dort hervorlugen wie zwei kleine, spitze Messer. Es waren die einzigen Zähne dieser Bestie, doch die wiederum reichten aus, um Blut aus einem Menschen zu saugen.

Arme mit verfault wirkenden Händen streckten sich ihr entgegen, um sie zu berühren.

Das hatte Carmen noch nie zugelassen, sie würde es auch jetzt nicht tun.

Tief holte sie Luft. Als das Wesen einen weiteren Schritt nach vorn ging, da hatte Carmen die Klinge bereits über den Kopf geschwungen und so ausgeholt.

Sie explodierte.

Sie schrie auf. Ihre Gefühle, lange angestaut, konnten sich jetzt freie Bahn verschaffen.

Und die Klinge, aus bestem Toledostahl hergestellt, tat ihre Pflicht. Zielsicher geführt, trennte sie mit einem Hieb den Kopf vom Rumpf des schrecklichen Wesen.

Carmen schrie noch einmal. Diesmal mischte sich Jubel in ihren Schrei. Sie schaute zu, wie der Kopf zur Seite driftete, dann den Gesetzen der Physik folgte, zu Boden fiel, noch etwas weiterrollte, bis er von einem kantigen Stein gehalten wurde und direkt neben ihm liegenblieb.

Der Körper stand seltsamerweise noch immer auf den Beinen. Er bekam von Carmen einen Tritt und fiel auch.

Sie keuchte, schüttelte den Kopf, schluckte, fühlte sich wieder einmal erleichtert und trat auf den Schädel zu.

Sie starrte ihn an.

Er war so gefallen, daß seine Augen auch sie anglotzten. Nein, als solche wollte sie diese verdrehten und trüben Kugeln nicht bezeichnen. Es waren Gläser des Schreckens, die viel Elend in die Welt hatten bringen wollen.

Geschafft!

Doch Carmen war nicht zufrieden.

Denn schlagartig überkam sie das Zittern!

***

Es war wie immer, wenn sie eine Sache durchgeführt und hinter sich hatte. Sie nahm sich stets vor, diese Reaktion zu unterdrücken, das aber gelang ihr nicht. Das Zittern war eine reine Nervensache, es kam von innen, und es konnte von ihr nicht gesteuert werden. Sie mußte sich einfach damit abfinden.

Zum Glück besaß sie das Schwert, das sie als Stock zweckentfremdete und ihr als eine Stütze diente. Mit dem Zittern kam die Übelkeit. Früher hatte sie sich übergeben müssen, heute konnte sie sich besser kontrollieren, aber sie empfand ihre Reaktion dennoch als schlimm. Zum anderen aber bewies sie ihr, daß sie sich noch als Mensch fühlen konnte und sich nicht mit den anderen auf eine Stufe zu stellen brauchte.

Ihr Magen rebellierte, sie konnte den Anblick nicht ertragen und ging einige Schritte zur Seite. Die Schwertspitze schleifte dabei mit kratzigen Geräuschen über den Boden. Carmen war froh, ein Stück Mauer erreicht zu haben, an der sie sich abstützen konnte.

Sie blieb dort stehen und zitterte. Es gab keine Stelle an ihrem Körper, die nicht mit einer kalten Schweißschicht bedeckt war. Vom Hals bis zu den Zehen war sie darin eingepackt.

Carmen wußte aus Erfahrung, daß dieser Zustand nie sehr lange anhielt. Sie erholte sich immer schnell, aber er traf sie jedesmal so verflucht intensiv, und das konnte sie eben nicht verhindern.

Ihr Atem ging schwer, sie keuchte, und der widerliche Geruch hörte auch nicht auf. Er dampfte ihr förmlich entgegen, so daß sich ihre Übelkeit noch einmal steigerte.

Das war ihr noch nie passiert.

Carmen mußte würgen. Die Luft kam ihr vor wie stinkender Brei. Der Wind brachte weder Kühle noch Klarheit. Etwas stimmte hier überhaupt nicht mehr.

Sie stieß sich ab, drehte sich um - und schrie auf, als sich altes Gestrüpp in ihre rechte Schultern klammerte. Jedenfalls hatten sich die zähen Finger so angefühlt.

Da war noch ein zweiter!

Sie hatte diesen Gedanken kaum beendet, als sie das verunstaltete Gesicht des Wesens wahrnahm.

Aus dem offenen Mund drang ihr der Modergestank in Schüben entgegen.

Der Untote beugte seinen Kopf vor. Die Zähne sah sie genau, sie waren nahe, schon zu nahe.

Er wollte zubeißen.

In diesem Augenblick dachte Carmen Cavallo nicht an ihr Schwert, sondern nur daran, den Vampir aus ihrer Nähe zu bekommen. Sie duckte sich und rammte ihren Kopf vor.

Mit der Schädelplatte erwischte sie den uralten und halb verfaulten

Vampir an der Brust.

Irgendwo in seinem Körper knisterte und krachte es. Das war für Carmen nicht das Wichtigste, sie freute sich darüber, mit welch torkelnden und unsicheren Bewegungen der untote Blutsauger zurücktaumelte und dann zu Boden ging.

Dort blieb er hocken.

»Bastard!« keuchte Carmen. »Verfluchter Bastardo!« Sie packte den Schwertgriff mit beiden Händen und hob die Arme an. In ihr steckte eine unheimliche Wut, die schon mit einer lodernden Flamme zu vergleichen war. Nie zuvor waren ihr in einer Nacht zwei dieser Vampire auf einmal begegnet, und sie dachte daran, daß sich der alte Maurenfluch ausbreitete.

Der Blutsauger wollte aufstehen.

Seine Bewegungen wirkten lächerlich, sie waren auch sehr langsam, und Carmen brauchte sich nicht einmal zu beeilen. Sie ging mit festen Schritten auf ihn zu.

Ihr Atem zischte dabei durch die Zähne. Der Blick war kalt, als wären die Pupillen noch einmal nachgeschliffen worden.

Dann war sie da.

Und sie schlug zu.

Diesmal schrie sie. Sie bewegte sich fast wie ein Golfspieler, als die Waffe in einem Bogen nach unten raste und den Kopf vom Körper trennte.

So mußte es sein.

Nur auf diese Art und Weise konnte sie die alte, untote Maurenbrut vernichten.

Auch dieser Schädel wurde von dem Schwung des Schlages weitergetragen und von den knorrigen Zweigen eines Gestrüpps aufgefangen.

Carmen ging nicht hin. Sie war auf der Stelle stehengeblieben und hatte das Schwert sinken lassen.

Mit offenem Mund saugte sie die Luft ein, atmete stockend und dachte daran, daß es jetzt längst nicht mehr so stank wie noch vor wenigen Sekunden.

Zwei auf einmal.

Es war ein Erfolg gewesen wie keiner zuvor. Dennoch konnte sie sich nicht so recht darüber freuen, weil Carmen einfach nicht wußte, wie viele dieser Bestien sich noch in der unterirdischen Welt versteckt hielten und darauf lauerten, an Menschenblut heranzukommen.

Königin, Richterin und Henkerin - sie war alles in einer Person. Dies zu wissen, tat ihr gut. Es half ihr dabei, die Reaktion nach der Vernichtung in die richtigen Bahnen zu lenken. Sie mußte sich selbst aufbauen und, sich immer wieder vorhalten, wie gut sie war. Wenn sie das nicht tat, bestand die Gefahr, daran zu zerbrechen.

Aus diesem Grunde schlug sie analog zu ihren Gedanken mit der Klinge durch die Luft. Sie lauschte dem Fauchen, das sie an eine schaurige Musik erinnerte, die sie beruhigte und aufpeitschte zugleich.

Wo zwei Vampire waren, konnten auch noch mehr sein. Diesen klaren Gedanken faßte Carmen, als sie das Schwert sinken ließ und sich umschaute. Sie kam sich vor wie auf einer gewaltigen Freilichtbühne, auf der die Akteure ihren Platz verlassen hatten, weil der Vorhang gefallen war. Nur sie blieb noch zurück.

Der Mond stand wie ein vereinzelter Scheinwerfer am nachtblauen Himmel. Sie streckte ihm die Hand entgegen. »Du hast nicht gewonnen!« rief sie ihm entgegen. »Du hast sie nicht so stark werden lassen, als daß sie mich hätten töten können. Das weißt du genau, und ich bin es, die sich darüber freuen kann.«

Niemand hörte sie. Ihre Stimme verhallte, bevor sie als Echo zwischen den Felsen umhergewettert war.

Es tat ihr gut, geschrieen zu haben. Carmen fühlte sich erlöst. Jetzt konnte sie weitermachen, und sie würde so vorgehen wie immer. Die beiden Köpfe einsammeln und sie mitnehmen, denn sie würden ihre Trophäensammlung vergrößern.

In der rechten Hand hielt sie das Schwert. Deshalb mußte sie beide Schädel in die linke Hand nehmen. Die Haare waren lang genug und saßen auch entsprechend fest, so daß sie nicht rissen.

Carmen ekelte sich davor, sie anzuheben, aber das würde bald vergehen. Es war die reine Gewöhnungssache.

Mit ihrer Beute machte sich Carmen Cavallo auf den Rückweg. Sie blieb dabei sehr vorsichtig, aber die Schatten, die sie entdeckte, bewegten sich nicht. Sie wurden von den Felsen abgegeben und wanderten nicht durch die Nacht.

Als sie den Seat erreichte, atmete sie tief durch. Sie verstaute die beiden Schädel im Kofferraum, setzte sich hinter das Lenkrad und startete. Carmen fuhr schnell, denn sie wollte ihr Haus noch vor dem Morgengrauen erreichen…

***

Einen Tag später, der nächste Abend!

Carmen hatte erst vorgehabt, sich wieder auf die Jagd zu machen, aber sie brauchte eine Pause. Der Tag war sehr anstrengend gewesen. Sie arbeitete als Übersetzerin, die Agentur hatte sie angefordert, und aus den vier Stunden war die doppelte Anzahl geworden. Besucher strömten in das Land, um die EXPO in Sevilla zu besuchen. Wochen später würde es noch schlimmer werden, denn Spanien wollte die Olympischen Sommerspiele ausrichten.

Die aber konzentrierten sich auf Barcelona, und dort wollte Carmen auf keinen Fall tätig werden.

Dann hätte sie ihre zweite Aufgabe zu stark vernachlässigen müssen.

Die junge Spanierin lebte in einem für sie viel zu großen Haus. Es hatte fast zwanzig Zimmer und kam ihr, wenn sie allein war, stets wie eine gewaltige Kathedrale vor, in der sich ihre Eltern allerdings immer wohl gefühlt hatten.

Sie besaßen noch andere Häuser, beinahe schon Paläste. Nutzen konnte keiner aus der Familie diese Wohnsitze, denn Carmens Vater war Diplomat, arbeitete im Auswärtigen Amt und war viel auf Reisen, wobei er seine Frau stets mitnahm.

Ganz allein war sie nicht.

Okay, ihr Bruder arbeitete in den Staaten und machte Karriere in einer Bank, aber es gab noch das Personal, das den Haushalt führte und hin und wieder kleine Feste organisierte.

Mit all diesen Dingen hatte Carmen nichts zu tun oder nie etwas zu tun gehabt, obwohl sie manchmal der Drang überkommen hatte, den Staubsauger selbst in die Hand zu nehmen oder sich in die Küche zu stellen und dort ein Essen zuzubereiten, was sie nämlich auch konnte.

Statt dessen aß sie, was ihr die Köchin gekocht hatte. Ein leichtes Mahl am Abend. Salat, eine kalte Suppe und anschließend gerösteten Fisch, der mit einer aus frischen Tomaten gemachten Soße umlegt war. Auf ein Dessert verzichtete sie.

Allein saß sie im Speiseraum, der schon einer kleinen Halle glich und für eine Gesellschaft einen wunderbaren Ort abgegeben hätte, doch sie als Einzelperson kam sich darin verloren vor. Die hohe Decke über ihr war mit dunklem Holz getäfelt. Die breiten Wände mit den düsteren Bildern, der Steinboden, die wuchtigen Möbelstücke, die sich seit Jahrhunderten im Familienbesitz befanden, und natürlich die Kunstgegenstände, die ihre Eltern von den Reisen in alle Welt mitgebracht hatten.

Ihrem Geschmack entsprach das alles nicht, deshalb hatte sie sich heimlich ein Apartment in Madrid gemietet, sozusagen ihre Fluchtburg, die sie hell und freundlich nach ihrem Geschmack eingerichtet hatte.

Ein Leben, zwei Welten. Carmen Cavallo hatte sich damit abgefunden und versuchte, das Beste daraus zu machen.

Sie schob ihren Teller zur Seite, den sie nicht ganz geleert hatte. Auf dieses Zeichen schien Manuel, der Diener, nur gewartet zu haben. Fast lautlos schwebte er heran.

Wie alt Manuel war, wußte sie nicht. Sie kannte ihn seit ihrer Kindheit und er hatte eigentlich immer gleich ausgesehen. Schwarz gekleidet, sehr distinguiert, mit hoher Stirn und schneeweißen Haaren.

Seine Handschuhe wiesen fast die gleiche Farbe auf.

Er blieb an ihrer linken Seite stehen, neigte den Kopf und fragte mit

leiser Stimme. »Wie ich sehe, haben Sie keinen Appetit mehr, Señorita.«

»Richtig, Manuel.«

»Das Dessert ist aber ausgezeichnet.«

Wie immer wollte er sie dazu überreden, und fast wie immer lehnte Carmen ab, wobei sie ihre Hände auf den Bauch legte. »Danke, Manuel, das ist sehr freundlich von Ihnen, aber ich kann wirklich nicht mehr. Sagen Sie der Köchin, daß sie den Nachtisch in den Kühlschrank stellen soll.«

»Wie Sie wünschen. Ich darf dann abräumen?«

»Sie dürfen.«

»Noch einen Cognac?«

Carmen lächelte, weil ihr dieser Vorschlag gefallen hatte. »Können Sie Gedanken lesen, Manuel?«

»Pardon, aber manchmal muß man das. Es gehört einfach dazu. Die Herrschaften sollen sich wohl fühlen.«

Carmen zog die Nase kraus. »Por Dios, seien Sie doch nicht immer so förmlich.«

»Es ist meine Art.«

»Si, si, ich weiß. Und meinen Eltern gefällt es ja auch.« Sie schnippte mit den Fingern, weil ihr etwas eingefallen war. »Haben Sie von Ihnen gehört, Manuel?«

»Sie befinden sich in Mexiko.«

»Geht es ihnen gut?«

»Si, Señorita Carmen. Soviel mir bekannt ist, werden sie in der folgenden Woche zurückkehren.«

»Na, wie schön.«

»Ich freue mich auch.«

Manuel hatte das Geschirr auf den fahrbaren Wagen gestellt und schob ihn zur Seite.

Dann holte er den Cognac. Natürlich stand der Schwenker auf einem Silbertablett. »Auf daß er Ihnen wohl bekommen möge, Señorita Carmen.«

»Danke, Manuel.« Sie hob das Glas an. Das Licht aus dem Deckenleuchter brach sich funkelnd im geschliffenen Kristall des wertvollen Glases. Carmen ließ sich Zeit. Sie genoß das Getränk und hatte bei einigen Schlucken die Augen geschlossen.

Der Abend lag noch vor ihr. Sie überlegte, ob sie in die Stadt hinunterfahren sollte, nahm davon aber Abstand. Nein, sie wollte und mußte im Haus bleiben. Die Lage hatte sich verschärft, das wußte sie. Es gab zwar keine äußerlichen Anzeichen dafür, doch Carmen hatte einfach dieses ungewöhnliche Gefühl, und darauf konnte sie sich zumeist verlassen. Als das Glas leer war, stand sie auf.

Natürlich war Manuel wieder zur Stelle. Er fragte, ob er noch etwas

für sie tun könne.

»Nein, nein, heute nicht.«

»Dann wünsche ich Ihnen einen sehr guten Abend, Señorita Carmen.«

»Ich bedanke mich.«

Sie verließ die Halle und betrat einen der gut ausgeleuchteten Flure.

Sie eilte über den Steinboden davon und fuhr mit einem kleinen Lift hoch zu ihrem Zimmer.

Es war eine regelrechte Zimmerflucht. Durch die hohen Fenster sickerte die Abenddämmerung. Im Westen zeigte der Himmel einen dunkelroten Schein, der sich wie ein nie enden wollendes Vlies ausgebreitet hatte. Davor oder darunter, so genau war es nicht zu erkennen, lagen die langen und breiten Schatten der anbrechenden Nacht, die wie ein Läufer in den Startlöchern lauerte.

Sie öffnete das Fenster und genoß den, kühlen Wind. Unter ihr lag der wunderschöne Garten. Hecken, Mauern und Bäume schützten ihn wie den Pool vor neugierigen Blicken. Die Luft war noch so warm, daß es sich lohnte, im klaren Wasser einige Runden zu drehen. Der Gärtner war damit beschäftigt, Laub einzusammeln, das auf der Oberfläche des Pools schwamm.

Ein friedliches Bild in einer friedlichen Gegend. Nur Carmens Gedanken paßten nicht so ganz dazu.

Die drehten sich um vermoderte, untote Gestalten, um Vampire und grauenhafte Monstren, die noch auf sie lauerten. Und sie dachte an die Welt im Keller des Hauses, an einen bestimmten Raum, zu dem sie allein Zutritt hatte. Auf ihren Wunsch hin war eine spezielle Tür mit einem speziellen Schloß eingebaut worden. Nur sie durfte den Raum betreten. Zwar wußten ihre Eltern und auch das Personal davon, die aber kümmerten sich nicht darum, denn andere Dinge waren für beide Seiten wichtiger.

Bevor Carmen das Zimmer verließ, schloß sie das Fenster. Früher hatte sie es immer offen gelassen.

Davon nahm sie seit einiger Zeit Abstand, denn schon öfter hatte sie den Alptraum gehabt, daß plötzlich durch das offene Fenster zahlreiche halb vermoderte Leichen hinein in den Raum drangen und sie in Stücke rissen.

Ihre zweite Aufgabe blieb eben in Carmens Unterbewußtsein hängen und nietete sich dort fest.

Die junge Frau trug weiße Jeans und eine rote Bluse. Der flache Schlüssel steckte in der rechten Hosentasche. Er paßte genau in das Schloß der Tür, die im Keller lag. Die Tür bestand aus Stahl und dafür gab es Gründe.

Wieder nahm sie den Lift.

Damals hatte sie gelächelt, als ihre Eltern ihn einbauen ließen. Heute war sie froh darüber.

Er transportierte sie in den Keller, und zwar in den Teil, wo die Vorräte aufbewahrt wurden und sich auch eine Werkstatt befand, wo kleinere Reparaturen vorgenommen werden konnten, um die sich zumeist der Gärtner kümmerte.

Carmen ging so schnell, als hätte sie es an diesem Abend besonders eilig. Hier unten war es selbst im heißesten Sommer kühl. Durch die Gehbewegungen wurde ihr der dünne Blusenstoff gegen den Körper gedrückt, und ein kühler Hauch strich über ihre nackte Haut darunter.

Sie mußte noch einen schmalen Gang durchqueren, dessen Wände eine glatte Betonschicht zeigten.

Der Widerschein des Deckenlichtes ließ sie an einigen Stellen aussehen wie die Oberfläche einer Eisbahn.

Vor der Tür blieb Carmen stehen.

Plötzlich kam ihr zu Bewußtsein, wie allein sie war. Nur die bedrückende Stille umgab sie. Jedes Geräusch klang zumindest doppelt so laut wie sonst, und die junge Frau überkam ein unruhiges und auch ungutes Gefühl. Sollte sie ihr Schreckenskabinett überhaupt betreten?

Sie zögerte noch, weil sie selbst nicht fassen konnte, was eigentlich mit ihr los war.

Letztendlich siegte die Vernunft. Carmen holte den Schlüssel aus der Tasche und öffnete.

Lautlos schwang die Tür nach innen.

Vor ihr lag ein stockfinsterer Raum, nur etwas durchstreift von Licht aus dem Flur.

Kalt strich es über ihren Nacken, als sie den Fuß in den Raum hineinsetzte.

Als sie die Tür hinter sich zudrückte, schaltete sie gleichzeitig das Licht ein.

Ein Fremder hätte geschrieen, Carmen aber war an diesen Anblick gewohnt. Zudem hatte sie das Kabinett des Grauens eingerichtet und würde es auch noch weiter füllen.

Die grauen Mauern zeugten davon, daß der Keller ebenso alt war wie das Haus.

Es existierte keine Einrichtung, bis auf einen Gegenstand, der sich an der gegenüberliegenden Wand in Kopfhöhe befand und an ein breites Regalbrett erinnerte.

Oder an eine Ablage.

An sie dachte Carmen auch, denn auf dem Brett lagen ihre Trophäen, die Zeichen ihres Sieges gegen das Grauen, gegen das Böse und Dämonische.

Es waren sieben Köpfe!

Sieben Untote hatten dafür ihr ›Leben‹ oder ihre Existenz lassen müssen. Irgendwann, wenn alles vorbei war, wollte sie die Köpfe auch

vernichten, wahrscheinlich verbrennen, aber soweit war es noch nicht. Ihrer Ansicht nach ging der Kampf erst richtig los.

Man konnte Carmen Cavallo nicht eben als eine pedantische Person bezeichnen, dafür war sie einfach zu locker und spontan, dieser Keller jedoch war von ihr pedantisch eingerichtet worden. Zumindest was die Köpfe anging, denn sie standen dicht nebeneinander auf dem Regal und wirkten wie von der Schnur gezogen.

Ein schreckliches Erbe, dessen Vorderseiten dem eintretenden Betrachter zugewandt waren.

Trotz ihres ausstrahlenden Schreckens sahen sie irgendwo alle gleich aus. Sie hatten ja auch Personen gehört, von denen sich keine von der anderen grundlegend unterschied. Es waren alles Blutsauger gewesen, uralte, maurische Vampire, die allerdings wieder zu einem untoten Leben erweckt wurden und auferstanden waren.

Durch den Raum wehte der Atem des Todes.

Carmen würde sich daran nie gewöhnen können, obwohl sie die Schuld an dieser Veränderung trug, und wie immer stellte sie sich die Frage, ob sie alles richtig gemacht hatte.

Wenn sie die Köpfe dann aus der Nähe betrachtete und deren widerliche Fratzen sah, die braune, eingeschrumpfte Haut, die glasförmigen Augen, die offenen Mäuler, aus denen jeden Augenblick Würmer oder Käfer kriechen konnten, was durchaus ins Bild gepaßt hätte, dann sah sie ein, daß sie sich auf dem richtigen Weg befand. Diese Kreaturen durften es einfach nicht schaffen, über die Menschen herzufallen und sich an deren Blut zu laben, um wieder so stark zu werden wie vor Hunderten von Jahren. Sie mußten vernichtet werden - alle.

Genau das hatte sich Carmen Cavallo vorgenommen. Nur stellte sich inzwischen die Frage, ob sie sich nicht zuviel zugemutet hatte, denn auf die Dauer konnte sie allein nicht gewinnen.

Sie brauchte einen Helfer.

Wieder kam ihr der Name John Sinclair in den Sinn. Carmen hatte nur von ihm gehört, persönlich kannte sie ihn nicht. Aber was sie in Erfahrung gebracht hatte, klang gut, und sie ging einfach davon aus, daß John Sinclair sie nicht enttäuschen würde.

Nicht alle Schädel hatte sie mit einem glatten waagerechten Streich vom Rumpf trennen können.

Bei einigen hatte sie in einem bestimmten Winkel schlagen müssen, und deshalb standen diese Köpfe auch schief. Ihre Gesichter waren Carmen in einem bestimmten Winkel zugewandt, und sie schaute gegen die halbverwesten Profile mit der graubraunen Haut.

Sie schritt an ihnen entlang wie ein Kompanieführer, der die Reihe seiner angetretenen Soldaten begutachtete.

Der Raum hier war zumindest so kühl, daß sie den Gestank nicht so

intensiv wahrnahm. Zudem schloß die von ihr extra eingebaute Tür fugendicht. Der Geruch konnte also nicht nach außen dringen.

Wie viele Schädel würden noch hinzukommen?

Platz genug war noch. Mehr als die doppelte Menge paßte noch auf das Regal. Carmen quälte sich wieder mit einem Gedanken herum, der sie einfach nicht loslassen wollte.

Sie kannte die Anzahl der uralten, maurischen Vampire nicht, die sich in den Felsenkavernen der verfallenen Burg aufhielten. Das konnten möglicherweise Hunderte sein.

In der letzten Nacht hatte sie zwei Blutsauger erledigen können. In dieser Nacht wollte sie zu Hause bleiben, aber nicht untätig sein, denn der Gedanke an John Sinclair drängte sich immer stärker in ihr auf. Der Mann mußte einfach Bescheid wissen, und sie hatte auch schon entsprechende Vorbereitungen getroffen.

Carmen kannte die Telefonnummer des Geisterjägers. Sie hatte sich die Zahl notiert und den Zettel so aufbewahrt, daß ihn kein anderer finden konnte.

Es war auch noch nicht zu spät, um ihn in London anzurufen. Ja, in dieser Nacht würde sie es tun.

Hoffentlich konnte sie ihn auch davon überzeugen, nach Spanien zu fliegen.

Noch einen letzten Blick warf sie auf die fratzenhaften Gesichter der Köpfe. Dann drehte Carmen sich scharf um und verließ den Ort des Schreckens. Sie schloß die Tür wieder sorgfältig ab, eilte den Weg zurück und fand sich sehr bald in ihrem Zimmer wieder.

Auf dem Gesicht lag ein dünner Schweißfilm. Sie fand es im Raum stickig und öffnete das Fenster.

Der Pool lockte.

Er lag im ersten Mondlicht wie ein geheimnisvoll glänzendes Kleinod. Der Gärtner war verschwunden. Ein leichter Wind strich über die Oberfläche hinweg und spielte mit den Wellen. Es machte aus der Fläche ein kräuselndes Muster.

Carmen verspürte einen wilden Drang, sich in das Wasser zu stürzen. Zuvor mußte sie noch etwas erledigen.

Aus ihrem Schreibtisch holte sie den Zettel mit der Telefonnummer John Sinclairs hervor.

Carmen war viel zu nervös, um untätig herumzusitzen. Sie nahm das tragbare Telefon und tippte die Zahlen ein, während sie unruhig in ihrem Zimmer auf- und abwanderte.

Hoffentlich spielte Sinclair mit - hoffentlich!

***

Wir hatten einen Mai wie selten!

Nicht nur am Tage mit sehr sommerlichen Temperaturen, auch die

Nächte waren bereits so lau, daß man ohne weiteres im Freien bleiben konnte, um einen oder zwei Schlucke zu trinken, sich den Sternenhimmel anzuschauen und darüber nachzudenken, wie schön die Welt doch eigentlich sein kann, wenn sie nicht gerade von irgendwelchen dämonischen Wesen aus anderen Dimensionen überfallen wurde, wie Suko und ich es bei unserem letzten Fall erlebt hatten, wo eine Blutbuche mehreren Menschen zum Schicksal geworden war.

Das lag hinter uns. Wo uns der nächste Weg hinführte, wußten wir nicht.

Eigentlich hätten wir ausgehen sollen. In irgendeinem Restaurant oder Garten im Freien feiern, doch dazu fehlte uns beiden der Nerv. Der letzte Fall hatte uns sehr bedrückt, wir brauchten Abstand, wir mußten darüber reden, aus diesem Grunde hatten wir es vorgezogen, im Haus zu bleiben. Das Los hatte entschieden, daß wir uns auf meine Wohnung konzentrierten und vor dem weit geöffneten Fenster unsere Plätze gefunden hatten. Es war zwar nicht romantisch, aber der Himmel war derselbe wie auch an anderen Orten, wo jetzt der Bär los war und das Bier schäumte.

Für Bier hatte ich ebenfalls gesorgt und war bei Suko nicht auf taube Ohren gestoßen. Bei diesem Wetter tat der abendliche Schluck eben doppelt so gut.

Auch Suko hatte seine frühere Aversion gegen das Getränk längst überwunden und war zu der Überzeugung gelangt, daß es sich als Durstlöscher bestens eignete.

»Brauchst du ein Glas?« fragte ich.

»Nein.«

»Dann verzichte ich auch.« Ich warf Suko die kalte Dose zu und behielt eine für mich.

Zugleich rissen wir die Laschen auf und lauschten beide dem Zischen, das in mir ein Gefühl der Vorfreude auslöste. Wenig später zischte das Bier dann in meine Kehle hinein, und das erweiterte sich zu einem Genuß, den ich kaum beschreiben konnte. Ich wollte die Büchse gar nicht mehr absetzen, als ich es dann trotzdem tat, klatschte mein Freund Suko Beifall.

»Gratuliere, John, das war weltmeisterlich.«

Ich winkte ab. »Hör auf, ich hatte Durst.« Schaum klebte an meinen Lippen. Ich wischte ihn weg und streckte die Beine aus. Dabei grinste ich, und das wiederum ließ Suko aufmerksam werden.

»Was ist denn jetzt los, Alter?«

»Weißt du, woran ich denke?«

»Nein.«

»An einen Urlaub.«

Suko hatte trinken wollen, stellte die Dose aber wieder zurück und

schüttelte den Kopf. »Sag das noch einmal. Du und Urlaub machen? Das kann doch nicht wahr sein.«

»Es stimmt aber.«

»Wie willst du das denn schaffen?«

»Ganz einfach. Ich hole mir einen Urlaubsschein und fülle ihn aus. Das kann ich noch.«

Mein Freund antwortete mit einer hinterlistigen Frage. »Muß der Schein nicht auch noch unterschrieben werden?«

»Ja, ja«, dehnte ich, »glaube schon…«

»Da möchte ich dabei sein, wenn Sir James seine drei Kreuze darunter setzt.«

»Das wird er wohl müssen.«

Suko drehte die Dose in den Händen. »Glaubst du denn an den Weihnachtsmann?«

»Eigentlich nicht.«

»Dann laß es lieber bleiben.«

Neben dem Stuhl bewegte ich meine Arme vor und zurück. Ich gab mich locker und lässig. »Das werde ich nicht. Ich habe mir einen Urlaub verdient. Ich kann mich überhaupt nicht daran erinnern, einen Urlaub richtig erlebt zu haben.«

»Pontresina war ja keiner.«

»Du sagst es.« Mein Gesicht verschloß sich, als ich daran dachte, denn da war ich aus allen Träumen gefallen, als sich Jessica Long, eine Frau, die mir nicht gleichgültig gewesen war, als eine Kreatur der Finsternis entpuppt hatte, die mich zudem noch auf grausame Art und Weise hatte umbringen wollen.

Suko merkte, daß er einen wunden Punkt getroffen hatte und entschuldigte sich dafür.

»Unsinn, Partner. Ich bin mittlerweile darüber hinweg. Aber du hast recht, das war kein Urlaub.«

Ich griff zur Dose und leerte sie mit dem zweiten Schluck. Dann stand ich auf, um mir eine neue aus dem Kühlschrank zu holen.

»Für mich nicht«, rief Suko mir nach.

»Klar.«

Der Gedanke an einen Urlaub ließ mich einfach nicht los. Suko ebenfalls nicht, denn er fing wieder davon an, als ich die Lasche der zweiten Dose aufriß.

»Wohin wolltest du denn fahren?«

»In den Süden.«

»Der ist groß.«

Mit dem Finger fuhr ich an der Außenseite der Dose hoch und wischte einige Tropfen weg. »Das weiß ich selbst, aber es gibt auch dort einige Flecken, die ich noch nicht kenne. Spanien. Italien, Griechenland auf einer Insel zu genießen…«

»In Spanien sind die Olympischen Spiele in diesem Jahr. Das solltest du in deine Rechnung mit einbeziehen.«
»Ich würde vorher fahren.«
»Dann wird es Zeit.«
»In den nächsten Tagen werde ich die Sache mit Sir James besprechen. Mal sehen, was er dazu sagt.«
»Darauf freue ich mich auch schon.«
Ich trank, stellte die Dose wieder ab und sagte: »Irgendwie werde ich das Gefühl nicht los, daß gerade du mir den Urlaub nicht gönnst. Und gerade deshalb fahre ich.«
»Ich halte dich doch nicht.«
Dafür hielt mich das Telefon in Bereitschaft, das sich wieder einmal meldete. Ich hatte es in meine Nähe gestellt. So brauchte ich nur den Arm auszustrecken, um abzuheben.
Seltsamerweise durchfuhr mich ein Rieseln, als es klingelte. Ein komisches Gefühl breitete sich aus, und Suko nickte mir zu, als er sagte: »Willst du nicht abheben?«
»Ich könnte nicht zu Hause sein.«
»Noch bist du nicht in Urlaub gefahren, Alter.«
So appellierte man eben an das schlechte Gewissen eines Menschen, und Suko hatte es geschafft, denn nach dem fünften melodischen Tuten hob ich ab.
Ich hatte ja mit allen möglichen Anrufen gerechnet, mit einer Einladung zum Beispiel, den weiteren Abend mit Jane Collins oder Glenda Perkins zusammen in einem Biergarten zu verbringen, aber das blieb ein Traum, denn dieser Anruf hatte damit überhaupt nichts zu tun.
Dabei begann es recht harmlos, denn eine mir unbekannte Frauenstimme fragte: »Spreche ich mit John Sinclair?«
»Stimmt.«
Pause, dann das Durchatmen. Wenig später die nächsten Worte. »Himmel, da bin ich aber froh.«
Ich lauschte der Stimme nach und stellte fest, daß die Anruferin keine Engländerin war. Sie sprach mit einem südlichen Akzent. Ich tippte auf Italien oder Spanien und mußte lächeln, weil ich dabei an meinen Urlaub dachte.
»Darf ich auch fragen, wer Sie sind, Madam?«
»Mein Name ist Carmen Cavallo!«
Jetzt wußte ich Bescheid, schwieg aber trotzdem, denn der Name sagte mir nichts. Allerdings deutete er auf Spanien hin, und danach fragte ich die Anruferin auch.
»Ja, ich bin Spanierin, und ich habe ein Problem, bei dem ich Ihre Hilfe benötige.«
»Wie nett. Darf ich trotzdem fragen, woher Sie mich kennen,

Madam?«
»Man kennt Sie eben.«
»Das ist mir zu wenig.«
»Kann ich mir denken, aber hören Sie sich zunächst einmal an, was ich Ihnen zu sagen habe.«
»Bitte, es ist Ihr Gespräch.«
In den folgenden Minuten bekam ich etwas serviert, das unglaublich klang. Ich hatte Mühe, einige ärgerliche Bemerkungen zu unterdrücken. Sie sprach von uralten, maurischen Vampiren, die irgendwie wieder zum Leben erweckt worden waren, die sie jetzt jagte und von denen sie schon sieben geköpft hatte.
»Und nun komme ich nicht mehr allein zurecht, Mr. Sinclair. Ich fühle mich einfach überfordert.«
»Aha.«
»Verstehen Sie?« drängte die Frau nach.
»Klar. Sie spekulieren darauf, daß ich nach Spanien komme und Sie bei der Suche oder ihrer Aufgabe unterstütze.«
»So ist es. Stimmen Sie zu?«
»Das kommt sehr überraschend für mich, wissen Sie…«
»Ich weiß, Mr. Sinclair, es ist auch ungewöhnlich, aber Sie müssen auch mich verstehen. Ich weiß nicht, wie viele dieser alten Blutsauger noch in den unterirdischen Kavernen hausen, doch eines ist sicher: Es sind zu viele.«
Ich schaute Suko an und verdrehte die Augen. Dabei suchte ich nach Worten für eine plausible Antwort. »Ich weiß nicht, Madam, wer Sie über mich in Kenntnis gesetzt hat, doch ich glaube nicht, daß ich kommen werde. Das ist mir zu vage.«
Es war zu hören, wie sie Luft holte. »Wie? Sie… Sie wollen tatsächlich nicht kommen?«
»Dazu habe ich mich soeben entschlossen.«
Jetzt fauchte sie. »Aber das können Sie nicht. Durch Ihre Weigerung Locken Sie noch mehr Unheil heran. Ich habe sieben erledigen können. Sieben Blutsauger geköpft…«
»Ja, wie das tapfere Schneiderlein mit seinen Fliegen.«
Diese Antwort machte sie sauer. Ein wenig damenhafter Fluch drang mir ans Ohr, dann knallte sie den Hörer noch nicht auf, sondern sagte: »Sie werden noch von mir hören.«
Ich zuckte zusammen, nickte und legte wesentlich sanfter auf, Suko schaute mich fragend an. »Das hat nach Ärger geklungen.«
»Im Prinzip schon.«
»Und?«
»Man hat mich eingeladen, nach Spanien zu kommen, um dort alte maurische Vampire zu jagen.«
Mein Freund lachte so laut auf, daß es nicht nur durch die Wohnung,

sondern auch nach draußen schallte. »Das ist gut, das ist wirklich gut. Warum hast du abgelehnt? Haben wir nicht vorhin noch von deinem Urlaub gesprochen?«

»Ja, ich wollte Urlaub machen.«

Suko winkte ab. »Dabei kannst du doch ein paar Vampire jagen. Ist doch eine deiner leichtesten Übungen.«

Ich grinste säuerlich. »Wenn das so leicht ist, flieg du für mich hin.«

»Mich hat man nicht angerufen. Wie hieß die Frau denn?«

»Carmen Cavallo.«

»Hm, ein interessanter Name, wirklich toll. Könnte direkt auf ein Filmplakat passen.«

»Das ist auch alles. Wie ein schlechter Film kommt es mir vor.« Ich trank einen Schluck Bier, während Suko nachdenklich auf seinem Stuhl saß.

»Bist du wirklich davon überzeugt, daß es nur ein Scherz gewesen ist? Wer ruft schon so spät an und legt direkt ein derartiges Thema auf den Tisch? Ich würde mir die Sache noch einmal durch den Kopf gehen lassen, wenn ich du wäre.«

»Bist du aber nicht.«

»Dann glaubst du nicht an diese maurischen Vampire.«

»Nein.«

»Woran denn?«

»An einen Scherz. Jemand hat mir einen Streich spielen wollen.« Überzeugend klang die Antwort nicht, das wußte ich auch, und Suko merkte es ebenfalls.

»Wird schwierig werden«, sagte er.

»Überhaupt nicht, Alter. Diese Carmen Cavallo hat mir erklärt, daß ich noch von ihr hören würde. Darauf warte ich. Wenn Sie noch einmal anruft, werde ich ihr die entsprechenden Fragen stellen.«

»Bist du sicher, daß sie das tut?«

»Hat sie zumindest gesagt.«

Suko schüttelte den Kopf. »Man kann auch anders von einer Person hören. Durch Taten, zum Beispiel.«

»Indem man mir Vampire serviert, wie?«

»Weiß ich nicht. Ist aber deine Sache, wie du den Anruf auffaßt. Ich jedenfalls werde das Gefühl nicht los, daß sich daraus noch etwas entwickeln kann.«

Ich schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Wenn diese Dame noch einmal anruft, werde ich sie an dich weiterleiten. Ich gebe ihr dann deine Telefonnummer.«

»Ja, tu das. Ich komme sowieso besser mit Frauen zurecht als du.«

Suko erntete keinen Widerspruch. Die Stimmung aber war hin. Dabei hatte ich mich auf diese Mußestunden gefreut. Ich hätte den Anruf eigentlich abhaken können.

Nur schaffte ich das nicht.
Ein ungutes Gefühl der Beklemmung blieb zurück…

***

Man spricht oft von einem feurigen Spanier oder einer feurigen Spanierin. Dieser Vergleich traf bei Carmen Cavallo vollends zu. Kaum hatte sie den Hörer aufgelegt, da stand sie dicht vor einer Explosion. Sie hielt auch nicht mehr an sich, tobte wie eine Furie durch den Raum und bedachte den Geisterjäger mit Schimpfworten, die in ihrer vornehmen Familie nicht einmal gedacht werden durften.

»Dieser Macho!« rief sie schließlich, als sie sich wieder etwas beruhigt hatte. »Was bildet sich der Kerl eigentlich ein, mich derartig abfahren zu lassen? Das ist ein Gehabe wie aus dem letzten Jahrhundert. Arrogant und überheblich.« Wobei sie sich eingestehen mußte, daß es viele Männer in Spanien gab, die ähnlich reagierten.

Was tun?

Sie hatte Sinclair versprochen, daß er noch von ihr hören würde. Und dieses Versprechen würde sie einhalten, aber nicht so, wie er es sich vielleicht vorstellte.

Sehr zum Ärger ihrer Eltern war Carmen schon immer für eine Überraschung jeglicher Art gut gewesen, und so würde sie auch in diesem Fall wieder handeln. Sie würde einen Weg finden, wie sie Sinclair hier nach Spanien bekam. Mit ihm zusammen würde sie auch in die Kavernen einsteigen und die Brut dort aufsuchen, um sie vernichten zu können. Das alles stellte sie sich jetzt schon plastisch vor.

Wütend drehte sie sich herum. Sie brauchte Luft, sie brauchte Bewegung, trat ans offene Fenster, beugte sich hinaus. Ihr Blick fiel wieder auf den Pool.

Die Stille im Innenhof tat ihr gut. Der Wind brachte den Geruch von Salbei und Thymian mit hoch, auch den Duft von frischem Jasmin. An einer Fassade wuchsen Ranken entlang wie dunkle Schlangenkörper. Weiße Blüten schimmerten dazwischen wie kleine Inseln aus Schnee.

Allmählich beruhigte sie sich, aber ihr Plan blieb auch weiterhin bestehen.

Die Aufregung hatte sie ins Schwitzen gebracht. Wenn sie auf den Pool schaute, wurde das Bedürfnis, ins Wasser zu springen, übermächtig. Sie wollte diesem Gefühl nachkommen, denn sie liebte es, in der Nacht hüllenlos zu baden.

Carmen war eine Frau der schnellen Entschlüsse, deshalb überlegte sie nicht länger, verließ das Zimmer und nahm die schmalere Steintreppe, die sie direkt ins Freie brachte und damit auch in die laue, von Blütenduft erfüllte Sommernacht hinein, über der ein herrlicher Sternenhimmel stand wie ein großes Tuch.

Die Steine und Mauern gaben einen hellen Glanz ab. Ansonsten brachten die Büsche auch Schatten.

Sie wurden von Carmen auf dem Weg zum Pool durchschritten.

Die Nacht war nicht totenstill. Sie steckte voller Geräusche, die auch aus der Stadt zu ihr hochdrangen. Aber sie hörten sich so weit entfernt an, als wären sie gar nicht wahr.

Die beiden Liegen waren noch nicht weggeräumt worden. Sie standen dicht nebeneinander, nur die Bezüge hatte der Gärtner abgenommen und ins Haus gebracht.

Der weiße Lack des Holzes schimmerte ihr entgegen wie ein frisch angestrichenes Gebein.

Carmen zog sich aus.

Die Hose fiel, die Bluse flatterte nach. Die Schuhe schleuderte sie ebenfalls weg, dann trug sie nur noch ihren dünnen Slip und drehte sich dem Wind zu, der streichelnd über die nackte Haut hinwegstrich, als wollte er jede Stelle ihres Körpers liebkosen.

Sie stieg aus dem Slip und kickte ihn mit einer anmutigen Bewegung auf die übrigen Kleidungsstücke.

Eine leichte Gänsehaut überzog ihren nahtlos braunen Körper, und die beiden dunklen Warzen an den nicht zu üppigen Brüsten richteten sich auf. Normalerweise hechtete sie in den Pool, diesmal war sie vorsichtiger und nahm die schmale Treppe an der linken Seite.

Das Wasser kam ihr zuerst kalt vor. Carmen schauderte zusammen, ging tiefer, schauderte noch mehr und sprang dann in die Flut.

Sie tauchte unter und hatte plötzlich den Wunsch, nur immer schwimmen zu wollen. Hineintauchen in das Wasser, in den Fluß, den Strom, der sie irgendwann ans Meer brachte.

Aber sie war kein Fisch, sondern ein Mensch, und sie brauchte auch die Luft, deshalb tauchte sie in der Mitte des Pools auf, wie jemand, der einem gläsernen Gefängnis entwichen war.

Sie schleuderte ihr schwarzes Haar zurück, strich es dann nach hinten, und es blieb auf ihrem Kopf liegen wie eine dünne, pechschwarze Schicht aus Teer.

Der Sprung ins Wasser hatte ihr sehr gut getan und nicht nur den Körper abgekühlt, sondern auch ihre Gedanken. Während Carmen die Runden durch den Pool drehte, dachte sie über John Sinclair nach. Sie empfand sein Verhalten als nicht mehr so schlimm, wahrscheinlich hätte sie ähnlich reagiert, wenn sie von einer fremden Person angerufen worden wäre. Trotzdem ärgerte sie sich. Es war einfach unter ihrer Würde und beschädigte ihr Selbstwertgefühl, so etwas hinnehmen zu müssen.

Carmen Cavallo war nicht nur feurig, sondern auch stolz, und von der Männerwelt ließ sie sich nichts vormachen. Ihr Name stand in der iberischen Emanzipationsbewegung ziemlich weit oben.

Sie wollte, daß Frauen in gehobene Positionen gelangten, und da gab ihr die EG Hoffnung.

Das aber waren Gedanken und Wünsche, die sie zunächst zurückstellen mußte. Jetzt zählte nur die alte Vampirbrut, die ihr die Mauren nach der Räumung des Landes hinterlassen hatten. Carmen war sicher, daß diese Wesen aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammten.

Das Wasser empfand sie als wunderbar. Es streichelte ihre Haut wie lange Finger. Oft genug ließ sie sich einfach treiben und dachte wieder daran, ein Fisch zu sein.

Vielleicht lag es auch an ihrer Nacktheit, daß sie sich so wohl fühlte.

Es gab ja nichts, was das Wasser behindert hätte. Sie fühlte sich nicht eingezwängt, sie war einfach happy, aber die düsteren Gedanken blieben trotzdem, und sie dachte auch weiterhin über ihren Plan nach, der John Sinclair überzeugen sollte.

Sie würde diesem Mann, der sicherlich schon viel in seinem Leben mitgemacht hatte, eine besondere Überraschung bereiten. Dann konnte er nicht anders, dann mußte er kommen.

Mit dem Gedanken daran drehte sie sich auf den Rücken und lächelte. Das Wasser hatte ihre große Wut fortgeschwemmt. Jetzt dachte sie einzig und allein an die Zukunft, die gleich am nächsten Tag für sie beginnen sollte. Daß sie den Plan überhaupt durchführen konnte; würde sie ihren Beziehungen zu verdanken haben, die bis hinein in die obersten Regierungsstellen reichten.

Vampire, dachte sie und hätte fast gelacht. Wenn ihr jemand vor einem Jahr gesagt hätte, daß sie es mit diesen Wesen zu tun bekommen würde, hätte sie ihn rausgeworfen. Doch nach einem bestimmten Tag und nach einer besonderen Entdeckung wußte sie mehr, was immer noch zuwenig war, denn sie zermarterte sich nach wie vor den Kopf, wie es möglich sein konnte, daß diese uralten Blutsauger plötzlich erwacht waren. Da mußte es einfach ein Motiv geben.

Sie drehte sich vom Rücken auf die Seite. Mit trägen Kraulbewegungen durchschwamm sie jetzt den Pool. Noch immer kam ihr das Wasser wie weiches Glas vor, vielleicht deshalb, weil es dort durchsichtig schimmerte.

Und in dieses Glas fiel etwas hinein.

Nicht einmal weit von ihr entfernt segelte der Schatten von oben nach unten.

Dann klatschte ein dunkler Gegenstand auf die Fläche, der sich sofort mit Wasser vollsaugte und in die Tiefe sank wie ein schwerfälliges Tier oder ein toter Rochen.

Carmen schwamm nicht mehr weiter, drückte die Beine nach unten, trat Wasser und blieb somit auf der Stelle.

Sie verfolgte den Gegenstand, der über dem gefliesten Grund schwang. Jetzt erkannte sie ihn auch, weil er eben seine Form gewechselt hatte und so aussah wie immer.

Es war ihre Bluse!

Jemand hatte sie in den Pool geworfen, denn Carmen konnte sich nicht vorstellen, daß der Wind sie von der Liegebank bis in den Pool hineingetragen hatte.

Sie hatte sich noch nicht von dem Schrecken erholt, als das nächste Kleidungsstück ins Wasser fiel.

Kurz vor dem Aufschlag sah sie, daß es zwei waren. Einmal die normale Hose und zum anderen der Slip. Er schimmerte wie eine weiße Fahne der Kapitulation.

Nun wurde ihr doch anders, und in ihrem Kopf schrillten plötzlich die Alarmsirenen.

Im Laufe der letzten Jahre hatte es Carmen auch gelernt, ihre Ängste unter Kontrolle zu halten oder sie ganz über Bord zu werfen. Sie schrie nicht, sie zitterte nicht einmal, sie trat immer noch Wasser und wartete ab.

Mit einem Anflug von Galgenhumor dachte sie daran, daß der Slip das letzte Kleidungsstück gewesen war, daß jemand ins Wasser werfen hätte können. Es sei denn, er zog sich aus und stieg selbst in den Pool. Dazu war er bestimmt zu feige.

Carmen überlegte auch, wer sich diesen Scherz erlaubt haben könnte. Das Personal kam ihr in den Sinn. Es konnte schon sein, daß man sie aus einem Versteck her beobachtete, was ihr nichts ausmachte, denn da stand sie darüber.

Carmen befand sich ungefähr in der Poolmitte. Noch immer schaute sie in eine bestimmte Richtung, was sich aber änderte, denn während sie noch weiter Wasser trat, drehte sie sich um.

Ihr Sichtwinkel war nicht gut. Sie konnte nur die Ränder des Pools erkennen. Um mehr sehen zu wollen, mußte sie schon den Kopf in den Nacken legen.

Was sie auch tat, und sie merkte dabei, wie die Flut abermals ihre Haare hochschwemmte.

Nichts bewegte sich, aber sie hatte trotzdem den Eindruck, nicht mehr allein zu sein.

Durch das leise Plätschern des Wassers hörte sie ein schleifendes Geräusch, das sich dann änderte, als es sich auf den Steinplatten am Pool wiederholte.

So klangen Schritte…

Jetzt wurde ihr schon mulmig zumute, denn keiner vom Personal hätte sich getraut, an den Pool heranzukommen, wenn sie mitten in der Nacht nackt badete.

Also blieb ihr nur eine Möglichkeit offen. Diejenige Person mußte ein

Fremder sein.
Sie sah ihn.
Er stand nahe der Treppe, die in den Pool führte, nicht weit von den beiden Liegebänken entfernt.
Sie sah zunächst nur seine Beine. Wie schwarze Säulen kamen sie ihr vor, ein Zeichen, daß der Unbekannte eine dunkle Hose trug.
Um mehr erkennen zu können, legte sich die Frau auf den Rücken und ließ sich vom Wasser tragen.
Sie bewegte nur ihre Arme, um sich in dieser Lage halten zu können.
Der Mann trug nicht nur eine schwarze Hose, er hatte ebenfalls eine Jacke in derselben Farbe übergestreift. Oder war es ein Mantel? Vielleicht ein Umhang, aber der schimmerte wie eingetrocknetes Blut. Noch hatte sie das Gesicht des Mannes nicht gesehen, weil er den Kopf gesenkt hielt. Sie fürchtete sich vor ihm und wußte, daß es kein normaler Eindringling war.
Das war der Böse…
Sie fror und zitterte zugleich, als sie das leise, irgendwo wissende Lachen hörte. Dabei hob der Eindringling seinen Kopf.
Ein Schauspieler hätte die Situation nicht besser darstellen können. Das Gesicht war bleich, zu bleich, schon blutleer. Auf dem Kopf wuchsen die Haare wie ein glänzender, schwarzer, nach hinten gekämmter Pelz, so daß die hohe Stirn dadurch noch mehr auffiel. Eine ungewöhnliche Stirn fürwahr, denn auf ihr glühte plötzlich ein dunkelrotes D auf, wie von einem Brandzeichen hinterlassen.
Carmen wußte keinen Bescheid, aber John Sinclair hätte es durchaus gewußt.
Er kannte den Mann.
Dracula II war gekommen!

***

Carmen trat Wasser, ohne es zu merken. Wieder flutete die Furcht in ihr hoch. Obwohl ihr der Mann nichts tat, erfaßte sie doch ein gelindes Entsetzen, denn diese schwarze Gestalt mit dem blutigen D auf der Stirn wirkte so, als wäre sie einem schrecklichen Horrorroman entstiegen. In der letzten Zeit hatte sich Carmen auch theoretisch mit den Vampiren beschäftigt und viel Literatur über sie gelesen.
Es hätte sie nicht gewundert, wenn der Mann seinen Mund aufgerissen und zwei gefährliche Vampirhauer präsentiert hätte.
Noch aber hielt er den Mund geschlossen, verschränkte die Arme vor der Brust und setzte sich mit gemächlichen Schlenderschritten in Bewegung.
Für Carmen war zu erkennen, daß er tatsächlich einen Umhang trug, der wie ein altertümlicher Mantel aus der Biedermeierzeit wirkte, und plötzlich fiel ihr der Name Dracula ein. Sie wunderte sich nur, daß sie

nicht einfach an den Rand heranschwamm und versuchte, aus dem Wasser zu klettern. Der Gedanke war zwar vorhanden, allein, es fehlte ihr die Power, ihn in die Tat umzusetzen.

In ihrer Höhe blieb der Eindringling stehen und schaute sie über das Wasser hinweg an.

Er bewegte zwar seinen Mund, aber er sagte nichts. Auch um und in seinen Augen zuckte nicht eine Hautfalte. Dieser Mann war ein Eisblock auf zwei Beinen.

Carmen holte tief Luft, dann hatte sie ihre Sprache wiedergefunden. »Wer… wer sind Sie?« Ihre Stimme war nur mehr ein Hauch, kaum lauter als das Plätschern der Wellen.

»Ich bin ich!«

Mehr sagte er nicht, und Carmen hätte sich normalerweise über eine derartige Antwort aufgeregt.

Nicht hier, denn sehr genau spürte sie, daß diese Person eine wahnsinnige Selbstsicherheit bis hin zur Arroganz zeigte. Er konnte sich eine derartige Antwort erlauben, und Carmen suchte nach den geeigneten Worten für eine nächste Frage, doch der Eindringling kam ihr zuvor.

»Du hast etwas getan, was du nicht tun durftest. Ich werde dich dafür bestrafen.«

»Sie mich?«

»Ja!«

»Was habe ich Ihnen getan?« fragte sie laut. »Ich kenne Sie nicht, zum Teufel!«

»Teufel ist gut«, sagte er, »obwohl ich damit nichts zu tun habe. Ich mag es nicht, wenn jemand kommt und meine Freunde köpft. Hast du verstanden? Ich bin da, um sie zu rächen, denn jetzt werde ich dich holen!«

Daher also wehte der Wind!

Komisch, aber beinahe hätte sie gelacht. Im letzten Augenblick beherrschte sie sich, es paßte nicht hier, es paßte nicht zu ihrer Angst. Natürlich war ihr klar gewesen, daß die alten, maurischen Vampire nicht aus eigener Kraft die Kavernen verlassen hatten. Jemand mußte sie befehligt und ihnen erklärt haben, daß sie den jahrhundertealten Schlaf unterbrechen sollten, und dieser Chef, dieser Jefe, dieser mächtige Jemand, war die Gestalt hier am Pool.

Er war gekommen.

Lautlos wie ein Phantom.

Ein böser Schatten mit einem blutigroten D auf der Stirn. Carmen hatte das Zeichen noch nie zuvor gesehen, ihr war nur klar, daß es etwas zu bedeuten haben mußte, doch den Beweis, daß es sich bei dem Ankömmling um einen Vampir handelte, den hatte sie noch nicht bekommen.

Die Situation überdeckte alles andere. Carmen merkte kaum, daß sie auch weiterhin nur Wasser trat und ihre Hände bewegte, um sich an der Oberfläche zu halten. Alles war so schrecklich anders geworden, und ihre Augen fingen an zu brennen.

Trotzdem schaffte sie es, sich zusammenzureißen. »Sie haben es nicht anders verdient gehabt!« keuchte sie der Gestalt über die Wasserfläche hinweg zu. »Ja, sie sind Teufel, sie dürfen nicht freikommen. Sie müssen vernichtet werden.«

»Ich denke nicht so.«

»Das ist mir egal.«

Der Fremde antwortete nicht. Er ging einen Schritt zur Seite, schaute sie reglos an und bewegte schließlich seinen Zeigefinger, indem er ihn einige Male krümmte.

Carmen deutete das Zeichen richtig. Sie sollte aus dem Wasser steigen, damit er es leichter hatte.

Das würde sie nicht tun. Nicht freiwillig. Wenn es sein mußte, würde sie bis zum Morgen schwimmen, und sie hoffte, daß die Sonne bald aufging und ihre goldenen Strahlen über das Land schickte.

So kräftig wie möglich, so heiß es eben ging, denn dann wurde der verfluchte Blutsauger einfach verbrannt. Er würde verschmoren. Sie hatte sich mittlerweile kundig gemacht und konnte sich beinahe schon als eine Expertin für Vampire bezeichnen.

»Wenn Sie mich wollen, müssen Sie mich holen! Ich denke nicht daran, aus dem Pool zu kommen!«

Er lachte nur.

Carmens Gedanken aber beschäftigten sich abermals mit der Existenz der Vampire. Sie hatte gelesen, daß sie Wasser nicht mochten. Gleichzeitig fiel ihr ein, daß es sich dabei um fließendes Wasser handelte, das ihnen gefährlich wurde. Das Wasser im Pool floß nicht. Es stand. Würde es die Schattengestalt trotzdem vernichten können?

Der Bleiche bewegte sich. Plötzlich verschwand seine Hand unter der Kleidung. Als sie wieder hervorkam, hielt sie eine Waffe umklammert. Damit hatte Carmen nicht gerechnet. Sie ärgerte sich darüber, daß sie zusammenzuckte. Für einen Moment schloß sie die Augen, dann holte sie keuchend Luft, was auch der Blutsauger hörte und sich darüber amüsierte. »Wenn du nicht aus dem Wasser kommst, werde ich dich erschießen. Du kannst es dir aussuchen.«

Sie hob den Blick an, wischte Tropfen aus der Augennähe weg und sah jetzt, daß er lächelte.

Nicht das Lächeln eines Menschen. So gemein und hinterhältig grinste nur ein Vampir.

Deutlich schauten die beiden spitzen Zähne aus dem Oberkiefer. Sie waren wie leicht gebogene Speere und gaben einen Schimmer ab, als hätte man sie mit Speichel bemalt.

Was tun?

Es gab keinen, der Carmen zu Hilfe geeilt wäre. Sie blieb auch weiterhin auf sich allein gestellt. Sie wußte nicht, wie sie sich entscheiden sollte. Der Gedanke daran, eine Existenz als Untote weiterzuführen, drückte die Panik in ihr hoch.

Auf der anderen Seite würde er sie erschießen. Ein schneller Tod, aber ein für sie ebenso schrecklicher.

Es gab die laue Sommernacht nicht mehr. Eine eiskalte Bö hatte sie verdrängt und dieser Hauch konzentrierte sich ausschließlich auf sie. Die Wärme des Wassers war hinausgesaugt worden, einfach verschwunden, nur die Kälte drückte alles zusammen.

Es war die Kälte der Angst. Ein Begleiter bis hinein in den Tod. Keine Gnade, weder von der Waffe noch von den Zähnen. Der Vampir war bereit, ihr das Blut zu rauben.

»Ich warte nicht mehr lange!« sagte er nur.

»Ja, ich komme.« Carmen wunderte sich, daß sie noch sprechen und sich dabei auch verständlich ausdrücken konnte. Aber sie hatten in den letzten Sekunden schon einen irrwitzigen Plan geschaffen, der so verrückt war, daß er eigentlich nur klappen konnte, vorausgesetzt, der Blutsauger spielte mit.

In dieser Frau richtete sich die Kämpfernatur auf, sie mußte etwas tun, und sie würde es auch tun, das stand fest.

Sie schwamm langsam.

Dagegen hatte der Blutsauger nichts.

Sie aber bekam Zeit, über gewisse Dinge nachzudenken. Innerhalb kürzester Zeit führte sie ihren Plan schon einige Male durch und sah sich dabei als Siegerin.

Der Fremde stand nahe des Pools. Er hatte sich leicht nach vorn gebeugt. Seine Lippen zuckten in einer gewissen Vorfreude. Wahrscheinlich dachte er bereits an das Blut. Ein matter Glanz lag in seinen Augen. Gier, nur Gier.

Carmen hatte den Rand des Pools beinahe erreicht. Noch ein Schwimmstoß, dann war sie da. Sie schielte nach links, so hielt sie den rechten Arm des Blutsaugers unter Kontrolle. Und natürlich dessen Hand mit der Waffe.

Die zeigte nicht mehr unmittelbar auf sie. Er hatte sie gesenkt, die Mündung zielte zu Boden.

Er lächelte dabei.

Der letzte Schwimmstoß.

»Ich wußte doch, daß du kommst!« flüsterte der Untote. Seine Stimme klang jetzt heiser. Noch wurde der nackte Frauenkörper von den Wellen umspielt, doch er war deutlich zu sehen. Dafür interessierte sich der Blutsauger wohl nicht. Er dachte nur daran, daß sich unter der Haut das Blut befand. Ein kostbarer Lebenssaft, nach

dem er gierte und der ihn unwahrscheinlich stark machte.

»Komm her!«

Carmen richtete sich auf. Sie war jetzt an dem Punkt angelangt, wo sie sich keine Angst mehr leisten konnte. Sie mußte cool bleiben und genau überlegen.

Die linke Hand legte sie auf den Rand, die rechte folgte langsamer. Der Blutsauger traf keine Anstalten, ihr aus dem Wasser zu helfen. Er wollte sogar zurückgehen.

Alles oder nichts.

Carmen Cavallo schrie heiser auf, als sie ihrem Körper Schwung gab. Er schoß aus dem Wasser hoch, gleichzeitig warf sie ihn nach vorn und streckte den Arm aus.

Stoff klemmte plötzlich zwischen ihren Fingern. Es war genau das eingetreten, was sie hatte erreichen wollen. Sie ließ nicht los, noch in derselben Sekunde riß sie am Mantelsaum des Blutsaugers, um ihn in den Pool zu zerren.

Der Vampir schoß nicht. Er war zu überrascht und hatte zuviel mit sich selbst zu tun.

In wilden Bewegungen versuchte er noch, sich zu fangen, aber der Ruck war zu hart gewesen. Deshalb kippte er nach vorn, und Carmen wartete darauf, daß er in den Pool fallen würde. Sie selbst ließ den Saum des Mantels los, sie brauchte diesen Halt nicht mehr, der Vampir konnte sowieso nicht mehr zurück.

Es klatschte nicht.

Carmen wußte nicht, weshalb dies so war. Sie hatte genug damit zu tun, aus dem Wasser zu schnellen. Die Steine waren hart und etwas aufgerauht, damit keine zu starken Rutschbahnen entstanden.

Sie rollte sich darauf herum, richtete sich dann auf und hatte erwartet, den Vampir im Pool zu sehen.

Das war nicht eingetreten.

Ihre Augen weiteten sich, denn nun bewies ihr der Blutsauger, wie gut er war. Sie konnte es kaum fassen, aber er schwebte noch über dem Wasser, und das hatte seinen Grund.

In einer winzigen Zeitspanne war es ihm gelungen, sich zu verwandeln. Aus dem Menschen, dem Mann, war eine riesige Fledermaus geworden. Der Mantel war kein Mantel mehr, statt dessen hatte er die Funktion von gewaltigen Schwingen übernommen, die den Blutsauger in die Höhe trieben, so daß er wie ein mächtiger Vogel wirkte.

Allerdings ein Vogel mit einem menschlichen Gesicht. Denn das schimmerte wie ein bleiches Stück Gebein zwischen den Schwingen, und auf der Stirn schimmerte noch das blutige D wie ein Zeichen seiner Kraft und Stärke. Er ließ sich nicht mehr fangen, aber er drehte seine Kreise und schaute auf sie herab.

Ein Schrei floß Carmen entgegen.
Dann war es vorbei.
Er stieß hoch in den Nachthimmel, und sein Körper wurde von dessen Bläue verschluckt.
Aus, vorbei…
Sie konnte nicht mehr denken. Sie stand am Rand des Pools, war tropfnaß, und das Wasser rann in Bahnen über ihren nackten Körper. Erst jetzt kam der Schock. Carmen merkte kaum, daß sie weinte, aber ihre Knie wurden weich, und als sie den Kopf drehte, um auf das Wasser des Pools zu schauen, hatte sie den Eindruck, als würde der Schatten des Blutsaugers noch über die Oberfläche hinwegfließen.
Er war verschwunden.
Aber er würde wiederkommen, das stand für sie fest. Denn so leicht gaben Vampire nicht auf.
Dann rannte sie ins Haus…

***

In ihrem Zimmer hatte Carmen als erstes das Fenster geschlossen. Sie wollte keinem Blutsauger eine Chance geben, zu ihr zu kommen, zudem wußte sie nicht, ob es nicht noch zahlreiche dieser Wesen gab, die diese Nacht unsicher machten.
Zum erstenmal hatte sie den Vampir in seiner klassischen Form erlebt. Auch darüber hatte Carmen einiges gelesen, und noch immer kroch ihr ein kalter Schauer über den Rücken.
Sie stand am Fenster, schaute hinaus, hatte sich etwas anderes angezogen und noch etwas getan, an das sie zuvor so gut wie nicht gedacht hatte. Sie hatte sich mit einem Schutz versehen. Das um ihren Hals hängende Kreuz stammte noch von ihrer Großmutter. Ein altes Erbstück, wunderschöne Handarbeit, sehr schwer, fast zu schwer, um es tragen zu können. In diesem Fall jedoch dachte Carmen nicht daran. Sie mußte das Kreuz tragen, sie würde es auch so leicht nicht ablegen, denn nur so konnte sie vor den Untoten einigermaßen sicher sein. Zumindest würden sie beim Anblick des Kreuzes abgeschreckt werden und sich ihr nicht mehr so stark nähern.
Kamen sie wieder?
Würde dieser Bote des Schreckens Nachschub holen? Carmen rechnete mit allem, und sie konnte sich plötzlich vorstellen, daß auf seinen Befehl hin die uralten Blutsauger ihre Kavernen verließen und sich auf den Weg machten, um sie zu suchen.
Jetzt war sie nicht mehr die Jägerin. Sie war zu einer Gejagten geworden.
Dagegen mußte sie sich schützen, und sie sah ein, daß das Kreuz allein nicht ausreichte. Vampire konnte man auch mit anderen Mitteln bekämpfen, vielleicht mit zugespitzten Eichenpflöcken, mit

Knoblauchstauden und Salz…

Vieles schoß ihr durch den Kopf, nur schaffte sie es nicht, die Dinge in eine richtige Reihenfolge zu bringen. Dafür war sie einfach zu durcheinander.

Carmen hielt sich hinter dem geschlossenen Fenster auf. Ihr Blick tauchte ein in die tiefe Nacht. Er glitt hoch in den Himmel, wo der Mond als blasses Auge stand und die Sterne wie kleine Splitter funkelten. Der Vampir war nicht zu sehen. Carmen strengte sich dabei an. Ihre Augen fingen an zu tränen, sie entdeckte ihn trotzdem nicht.

War er weg?

Sie hoffte es. Aber sie wußte auch, daß sie in dieser Nacht keine Ruhe mehr finden würde. Eigentlich hätte es ihrem Naturell entsprochen, jetzt einen Menschen aufzusuchen, mit dem sie über ihre Probleme reden konnte, das wiederum war ihr ebenfalls nicht möglich. Mit wem konnte sie denn darüber reden?

Mit dem Personal?

Manuel, der Butler, der Gärtner, der Chauffeur, die Köchin, die beiden Stubenmädchen, sie hätten sie angehört, auch sicherlich Mitleid mit ihr gezeigt, aber das wäre auch alles gewesen. Ihr wahres Denken hätten sie nie gezeigt, denn bestimmt hielten sie ihre Chefin für eine Spinnerin. Carmen wäre es vor einigen Wochen nicht anders ergangen.

Sie setzte sich in einen Sessel, holte Zigaretten, rauchte hastig und dachte nach.

Es gab nur einen, an den sie sich wenden konnte.

Eben John Sinclair!

Der aber hatte sich stur gezeigt. Sie spielte schon mit dem Gedanken, ihn noch einmal anzurufen, entschied sich jedoch dagegen. Sie wollte ihm die Nachtruhe gönnen.

Dennoch blieb für sie die Tatsache bestehen, daß er ihr allein helfen konnte. Und sie würde deshalb auch so schnell wie möglich nach London reisen, um ihn zu treffen.

Aber nicht allein.

Ihre Hände bekamen einen Schweißfilm, als sie an gewisse Vorbereitungen dachte. Sie mußte nicht nur noch einmal in den Keller, sondern auch mit gewissen Leuten im Innenministerium telefonieren und auch die Tickets für sich und John Sinclair bestellen.

Wenn sie in London eintraf und alles so blieb, wie sie es sich vorgestellt hatte, dann würde ihm gar nichts anderes übrigbleiben, als hier nach Spanien zu kommen…

***

Am nächsten Morgen fragte mich Suko, ob ich noch von dem Anruf geträumt hatte.

»Nein.«
»Auch nicht vom Urlaub?«
»Das schon eher.«
»Und wann willst du mit Sir James darüber sprechen?«
Ich verdrehte die Augen. »Himmel, wir haben Samstag. Ich weiß es noch nicht, wann ich den Alten besuche.«
Suko, im Jogginganzug, er war schwarz mit gelben Streifen, nickte mir zu. »Es ist dein Bier, John. Ich für meinen Teil werde ein wenig laufen.«
»Viel Spaß.«
»Kann ich dich nicht dazu überreden?«
»Auf keinen Fall.«
»Dann bis später.«
Ich ging wieder zurück in die Wohnung und setzte mein Frühstück fort. Es war mittlerweile zehn Uhr geworden, schon ziemlich warm draußen, und ich dachte daran, daß ich zwar lange geschlafen hatte, mich aber trotzdem nicht fit fühlte.
Ich hatte meinen Freund angeschwindelt. Natürlich war mir der Anruf dieser Carmen Cavallo nicht aus dem Kopf gegangen. So fragte ich mich immer wieder, ob ich nicht doch falsch reagiert hatte, als ich sie abwies. Aber was sollte das? Ich konnte wirklich nicht auf jeden Anrufer eingehen, der etwas von mir wollte, obwohl - und da geriet ich wieder ins Grübeln - sie mich ja gekannt hatte.
Auch ihre Stimme hatte sich nicht wie die einer Spinnerin angehört.
Wenn ihr Problem tatsächlich so dringend war und sie meine Hilfe unbedingt wollte, dann würde sie noch einmal anrufen, dessen war ich mir sicher.
Meine Überlegungen wurden von dem Ton der Klingel unterbrochen. Wer konnte das denn sein?
Ich schaute durch den Spion in der Wohnungstür und sah dicht dahinter ein sehr energisches Gesicht.
O je, die Reinemachefrau. An sie hatte ich nicht gedacht. Und jetzt stand die Staubsaugerpilotin, die ich für den Samstagvormittag bestellt hatte, vor meiner Tür.
Ich öffnete. Das schlechte Gewissen las sie mir wohl am Gesicht ab, denn sie sagte zur Begrüßung: »Komme ich ungelegen, Mr. Sinclair?«
»Nein, nein, ich…«
»Sie sahen aber so aus.« Dann ging sie vor und ich zurück. Wer Mrs. Pearson kannte, der wußte auch, daß es besser für ihn war, sich ihr nicht in den Weg zu stellen, denn sie schaffte es leicht, ihn mit ihren Massen zur Seite zu räumen. Mrs. Pearson war da sehr resolut und als Putzfrau eine Perle.
Sie kam immer nur auf Bestellung, brachte sogar ihre eigenen Putzmittel mit. Sie waren versteckt in einem mit Aufklebern übersäten

Koffer, und als sie ihn abstellte, da kam es mir vor, als hätte sie mir den Befehl erteilt, die Wohnung zu verlassen.

Mrs. Pearson schaute sich um. Den geblümten Kittel trug sie bereits. »Sieht ja nicht besonders aus, Mr. Sinclair.« Ihre Augenbrauen zogen sich drohend zusammen.

Ich winkte ab. »Für mich ist es sauber.«

»Männer«, sagte sie sehr verächtlich, um sich dann in einer ähnlichen Art und Weise zu wiederholen. »Männer sind alle gleich. Wird Zeit, daß ihr euch mal ändert.«

Ich grinste schief. »Ich bin bereits dabei, mich zu emanzipieren, Mrs. Pearson.«

»Das muß auch nicht sein. Aber ich möchte sie auch nicht hier in der Wohnung haben. Sie können gegen ein Uhr zurückkommen. Bis dahin bin ich fertig.«

»Danke, Mrs. Pearson.« Ich schlich in den Flur, nahm die leichte Jacke vom Haken und verließ mein eigenes Reich wie jemand, der sich auf der Flucht befand.

Über zwei Stunden mußte ich totschlagen, was bei Regenwetter wesentlich tragischer gewesen wäre als bei diesem Sonnenschein. Von Suko wußte ich, daß er den Tag im Freibad ›vergammeln‹ wollte. Dazu hatte ich keine Lust und auch nicht die Ruhe.

Meine Gedanken drehten sich nach wie vor um den Urlaub, und ich wollte ihn auch nicht mit einem Fall verbringen. Die Tage in Pontresina waren kein Urlaub gewesen. Sie hatten sich zu einem kapitalen Horror entwickelt.

Erst hatte ich vorgehabt, mich in einen Pub zu setzen und ein wenig mit den Gästen zu reden, dann trieb es mich auf einen kleinen Flohmarkt, der bei diesem Wetter schon sehr gut besucht war.

Einheimische und Touristen schoben sich durch die engen Gassen zwischen den Ständen, und die Sonne brannte dabei auf unsere Köpfe nieder. Der Monat Mai meinte es in der zweiten Hälfte wirklich mehr als gut. Hoffentlich hielten die Temperaturen nicht über Wochen so an, dann fing die Millionenstadt an zu kochen.

Die Hitze auf dem Flohmarkt gefiel mir ebensowenig wie die Ansammlung der Menschen. Ich landete schließlich doch in einem Pub, stellte mich an die Theke, bestellte ein großes Bier und schaute den Dart-Spielern zu, die mit einer nahezu stoischen Gelassenheit ihre Pfeile warfen und dabei meist die Ziele trafen.

Der Wirt gab hin und wieder seine Kommentare ab. Schließlich holte er noch seinen Schwiegersohn, einen mageren Typen mit flachsblonden Haaren, der den Spielern mal zeigte, was Sache ist.

Der Knabe entpuppte sich als ein wahrer Dart-Künstler. Zwischendurch bediente er sogar noch die Gäste, die vor der Tür auf dem Gehsteig saßen und sich von den Wanderungen über den

Flohmarkt erholten.

Ich hatte keine Lust, mich an den Fachgesprächen zu beteiligen. Dabei hätte es mir im Prinzip gutgetan, mich abzulenken. So aber drehten sich die Gedanken wiederum nur um den Anruf der Carmen Cavallo, und ich spürte in mir ein schlechtes Gewissen.

Ein zweites Bier bestellte ich auch noch, denn ich hatte noch Zeit. Jetzt in der Wohnung zu sein und Mrs. Pearson beim Saubermachen zuzuschauen, empfand ich als eine Strafe.

Wenn man auf etwas wartet, scheint der Zeiger der Uhr kaum vorzurücken. Das zweite Glas bekam ich nicht mehr leer. Etwa eine halbe Stunde vor ein Uhr zahlte ich und verließ den Pub.

Die Sonne schickte mir ihre Hitze entgegen, die mich wuchtig erwischte. In der Kneipe hatte ich nicht so geschwitzt, das aber änderte sich. Wie Bachwasser rann mir der Schweiß in Strömen über das Gesicht, und ich war froh, wenn ich schattige Stellen erreichte.

Der Hausmeister winkte mir zu, als ich zum Lift ging. Es war genau zehn Minuten vor ein Uhr. Ich fuhr hoch, schloß die Wohnungstür auf und hörte nichts.

War Mrs. Pearson schon verschwunden?

Nein, sie kam aus dem Schlafzimmer und schaute mich bitterböse an.

»Bin ich zu früh?« erkundigte ich mich. »Wenn ja, dann verschwinde ich wieder.«

»Nein, aber unter ihrem Bett hat es schrecklich ausgesehen.«

Ich staunte. »Sagen Sie nur. Was hat denn dort gelegen? Eine alte Leiche oder…«

»Hören Sie auf, Mr. Sinclair. Staub, nichts als Staub. Ich an Ihrer Stelle hätte mich geschämt.«

»Ja, vielleicht. Aber ich schlafe ja nicht unter dem Bett, müssen Sie wissen.«

»Für diese Art von Humor habe ich kein Verständnis. Sollten Sie jemals heiraten, dann werde ich es sein, die Ihrer Frau mal einige Ratschläge gibt.«

»Ich sage Ihnen früh genug Bescheid. Sind Sie denn fertig?«

»Natürlich. Ich arbeite gut und schnell.«

»Leider nicht preiswert«, stöhnte ich.

O ja, da hatte ich etwas gesagt. Ich hörte nicht hin, wie sie ihre Vorzüge anpries, sondern gab ihr das Geld, das sie scheinbar widerwillig annahm.

»War denn sonst noch etwas?«

Mrs. Pearson ließ die Scheine im Ausschnitt verschwinden und pumpte damit die rechte BH-Schale noch weiter auf. »Ja, es hat noch jemand für Sie angerufen.«

»Wer?«

»Eine Frau.«

Ich horchte auf. »Und? Hat sie nichts gesagt? Sollten Sie mir etwas bestellen?«

»Nein. Sie meinte nur, daß sie sich noch einmal melden würde. Dann intensiver. Ich weiß auch nicht, wie ich das verstehen soll, Mr. Sinclair. Ist eine seltsame Art der Unterhaltung.«

»Finde ich auch. Ich nehme an, daß sie mich besuchen will. Und wie hieß sie?«

»Ihren Namen hat sie nicht gesagt.«

»Danke.«

Mrs. Pearson schnappte ihren Koffer. Einen neuen Termin machten wir noch nicht aus, weil ich nicht wußte, wann ich in der Wohnung war. Ich versprach, sie anzurufen.

Als Mrs. Pearson verschwunden war, ließ ich mich in einen Sessel fallen. Himmel, was war diese Frau doch anstrengend. Zwei Stunden mit ihr zusammen, und ich war reif für die Klapsmühle.

Das Bier hatte mich schläfrig gemacht. Ich streckte die Beine aus und döste vor mich hin. Immer wieder dachte ich an die Anruferin. Glenda Perkins oder Jane Collins waren es bestimmt nicht gewesen. Sie hätten sich mit ihrem eigenen Namen gemeldet. Ich wurde den Eindruck nicht los, daß es Carmen Cavallo noch einmal versucht hatte.

Es waren vielleicht zwanzig Minuten vergangen, als sich das Telefon wieder meldete.

Diesmal war ich schnell. »Ja, bitte.«

Es räusperte sich jemand, dann hörte ich die Stimme des Hausmeisters. »Mr. Sinclair, ich habe hier Besuch für Sie.«

»Wer denn?«

»Eine gewisse Mrs. Cavallo!«

Ich saß starr, und atmete tief ein. Das war ein Hammer.

Die Pause dauerte dem Portier wohl zu lange. Er fragte: »Sind Sie noch dran, Mr. Sinclair?«

»Natürlich.«

»Soll ich die Lady zu Ihnen hochschicken?«

»Ich bitte darum.« Damit legte ich auf und war gespannt auf den Besuch der Spanierin. Über meine Haut rann ein Kribbeln. Ich ging noch kurz ins Bad, wusch mit kaltem Wasser durch mein Gesicht und putzte mir die Zähne. Ich empfand meine Nervosität selbst als ungewöhnlich und ahnte, daß diese Person etwas Besonderes war, zumindest konnte man sie als ungemein zielstrebig ansehen.

Diese Dame wußte genau, was sie tat. Da sie so zielstrebig vorging, glaubte ich auch nicht, daß sie mir irgendeinen Bären aufbinden wollte. Da mußte mehr dahinterstecken.

Ich wartete.

Und dann schellte es. Obwohl ich auf meine Besucherin sehr gespannt war, ließ ich mir Zeit. Ich warf aber keinen Blick durch den

Spion, zog die Tür schwungvoll auf und hörte zur Begrüßung einen seltsamen Satz. »Na endlich, Mr. Sinclair.« Dann ging sie vor, und mir blieb nichts anderes übrig, als zur Seite zu treten und sie vorbeizulassen.

Ich schloß die Tür.

***

Carmen Cavallo bewegte sich in der Wohnung, als wäre sie hier zu Hause. Mit zielstrebigen Schritten betrat sie das Wohnzimmer und stellte den Karton, den sie bisher gehalten hatte, auf dem Eßtisch ab. Dann nickte sie mir zu, wobei ein zufrieden wirkendes Lächeln über ihr Gesicht huschte und sie anschließend sagte: »Manchmal finde ich es toll, im Zeitalter des Jets zu leben.«

»Das kann ich bestätigen.«

Ich schaute sie mir an. Carmen Cavallo war eine sehr attraktive Frau, eine typische Spanierin mit lackschwarzen, vollen Haaren, die wie eine dunkle Flut ihr sonnenbraunes Gesicht umrahmten. Es wirkte sehr fraulich, zeigte keinen harten Zug, da paßten die Proportionen zueinander. Die geschwungenen Augenbrauen, das weiche Kinn, die gerade Nase mit den leicht geblähten Flügeln.

Sie trug ein enges, schneeweißes Sommerkostüm aus Leinen. Der Rock endete über dem Knie. Sie trug keine Strümpfe, dafür rote Schuhe, passend in der Farbe des Tops unter der Jacke. Eine goldene Kette hing um ihren Hals. An den Fingern schimmerten drei nicht zu protzige Ringe, und die Nägel waren passend zum Lippenstift lackiert. Das traf auf die Füße und die der Hände zu.

Carmen Cavallo war eine Frau, die genau wußte, was sie wollte, und das bewies sich mir auch mit der nächsten Bemerkung. »Haben Sie mich lange genug angeschaut?«

»Ja.«

»Zufrieden?«

Ich lächelte. »Mehr als das.«

Sie blieb cool. »Dann können wir ja zur Sache kommen, Mr. Sinclair.«

»Bitte.« Ich kam mir in der eigenen Wohnung wie ein Statist vor und war gespannt, wie es weitergehen würde.

Sie legte eine Hand auf den Karton, der in braunes Packpapier eingewickelt worden war. »Sie glauben gar nicht, welche Mühe es gekostet hat, ihn mit nach London zu bringen. Aber es mußte sein, und ich habe es dank meiner Beziehungen geschafft.«

»Gratuliere.«

»Lassen Sie das lieber sein.« Sie senkte den Kopf und nagte auf der Unterlippe. »In der vergangenen Nacht haben Sie mich ja abfahren lassen, was ich nicht gut fand. Anschließend ist mir etwas passiert, das Sie ebenfalls interessieren dürfte, aber davon später.« Sie deutete auf

das ›Geschenk‹.

»Kommen wir erst einmal dazu, Mr. Sinclair. Ich habe ihn nicht grundlos von Spanien aus hergeschleppt, weil ich Sie ja überzeugen wollte. Es ist wirklich für uns und auch andere Menschen von Vorteil, wenn Sie sich in den Fall einklinken. Schauen Sie erst einmal zu.«

Das tat ich auch, und es machte mir nichts mehr aus, in die Rolle des Statisten gedrängt zu werden.

Ich hatte Mrs. Pearson überstanden, und würde auch vor Carmen Cavallo nicht kapitulieren.

Sie war damit beschäftigt, das braune Packpapier zu entfernen. Ich wollte ihr helfen, sie aber hatte etwas dagegen und meinte, daß dazu später noch Zeit wäre.

Also ließ ich sie.

Da keiner von uns sprach, war das Geräusch des Papierzerreißens deutlich zu hören. Als die Fetzen schließlich auf und unter dem Tisch lagen, nickte Carmen erfreut.

Von zwei Seiten war der Karton zugeklappt worden. Ein schmales Klebeband hielt sie zusammen.

Es setzte einem als Messer eingesetzten Kugelschreiber keinen Widerstand entgegen, und Carmen Cavallo konnten die beiden Hälften endlich hochklappen.

»So«, sagte sie und trat einen Schritt zurück.

»Sie schenken mir den Inhalt?«

»Schauen Sie ihn sich erst einmal an. Er ist kalt. Ich habe den Gegenstand in eine viereckige Kühlbox gestellt und den Boden noch mit Eis ausgelegt. Es hat sogar gehalten.«

Sie hatte mich neugierig gemacht. Ich trat an den Tisch heran und beugte mich vor, um in den Karton hineinschauen zu können.

Es stimmte, was das Eis anbetraf, denn die Kälte strömte mir entgegen. Das war auch alles, was ich als natürlich ansah, denn der Inhalt des Gefäßes versetzte mir einen Schock.

In ihm lag ein Kopf!

***

Ich schwieg, war nicht in der Lage, ein Wort zu sagen, spürte aber, daß mich Carmen Cavallo beobachtete, doch darauf achtete ich nicht. Ich hatte nur Blicke für den Kopf.

Dabei schaute ich zwar auf ihn, aber das leicht geschmolzene Eis hatte auf dem Boden für eine Wasserpfütze gesorgt, und in ihr schwamm der Halsstumpf des Schädels. Beim Transport hatte er sich sogar gedreht, so daß er jetzt etwas schräg lag und ich von oben her direkt in sein Gesicht schauen konnte.

Es war ein Kopf, es war auch der Kopf eines Menschen, aber er sah einfach furchtbar aus.

Keine glatte normale Haut, sondern etwas, das mich an verschmorten Gummi erinnerte, wobei einige Stellen schon abgeblättert waren. Haare wuchsen auf dem Schädel wie blasses Gestrüpp aus Spinnennetzen. Die Augen sah ich ebenfalls. Sie wirkten wie künstliche Kugeln, die Nase war nur mehr ein Klumpen, der Mund stand offen, als sollte jeden Augenblick der Hauch des Todes hervorströmen. Statt dessen nahm ich einen strengen Leichengeruch wahr, der sich trotz der Kühlung nicht hatte verhindern lassen.

»Ich kannte ihn, da hatte er noch seine Vampirhauer«, hörte ich Carmens Erklärung.

Ich drehte ihr den Kopf zu. Zigarettenrauch wehte mir entgegen. Sie stand da und qualmte.

»Schon gut«, sagte ich.

»Er hat zu den maurischen Vampiren gehört, von denen ich Ihnen berichtete, Mr. Sinclair. Sie haben reagiert, als wollten Sie mir nicht glauben. Deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, um Ihnen den Kopf als Beweis zu präsentieren.«

»Das ist Ihnen gelungen.«

»Glauben Sie mir jetzt?«

»Sicher.«

Sie wirkte erleichtert und stäubte die Asche ab. Ein Lächeln huschte über ihre Lippen, aber die Augen blieben hart. »Was Sie mit dem Schädel machen, ist mir egal. Ich habe davon noch weitere sechs in meinem Keller stehen.«

»Möchten Sie etwas trinken?« fragte ich.

»Einen Whisky, wenn Sie haben.«

»Gut«, flüsterte ich und holte das Gewünschte. Auch ich brauchte einen Schluck, denn der Anblick war mir schon auf den Magen geschlagen. Wenn es sich tatsächlich um den Kopf eines Mauren handelt, dann mußte dieser mindestens fünfhundert Jahre alt sein. Ich kannte mich einigermaßen mit Blutsaugern aus und hatte auch schon mit derartig alten zu tun gehabt.

Das war die eine Sache. Die andere sah so aus, daß es irgend jemand geben mußte, der diese uralten Blutsauger wieder zum Leben erweckt hatte, und den mußte ich wahrscheinlich finden.

Mit den Gläsern ging ich auf Carmen zu. Ich gab ihr eines, aber sie trank noch nicht, sondern schaute mir in die Augen. »Auf was sollen wir trinken, Mr. Sinclair?«

»Das überlasse ich Ihnen.«

»Gut«, sagte sie. »Trinken wir auf unsere Zusammenarbeit und darauf, daß wir es schaffen, den Blutterror zu stoppen. Sie dürfen nicht überleben, sie sollen kein Blut mehr bekommen. Und trinken wir auch darauf, daß ich Sie überzeugen konnte.«

»Das haben Sie, Carmen.«

»Okay, John!«

Sie lächelte. Ich erwiderte das Lächeln, dann tranken wir die ersten Schlucke. Carmen stellte das Glas weg und ließ sich auf einem Stuhl am Eßtisch nieder. Sie rauchte den Rest der Zigarette, drückte sie anschließend aus und sagte mit leiser Stimme: »Jetzt wollen Sie natürlich wissen, was mir passiert ist?«

»Das stimmt.«

Sie erzählte ihre Geschichte, kam aber noch nicht auf den Kernpunkt zu sprechen, redete von sich, von ihrer Familie, von den Eltern, vom Bruder und dann von Spanien, auf das sie sehr stolz war, nicht allein wegen Columbus, obwohl sie sich sehr für die Geschichte ihres Landes interessierte.

Diese Tatsache wiederum hatte sie auch auf die Spur der Vampire geführt, mehr aus Zufall war sie dann auf die alte Maurenfestung gestoßen, die kurz vor dem Rückzug noch von den Spaniern zerstört worden war.

»Und da fand ich sie dann.«

»Die Vampire?«

Sie nippte am Whisky und nickte. »Ja, in den Kavernen. Ich bin hineingestiegen, weil ich nach Zeugnissen unserer eigenen Geschichte suchte, die damals eng mit der Geschichte der Mauren verknüpft war. Was ich fand, waren keine Überreste, sondern *die* Reste. In den alten Kavernen lagen die Gestalten wie tote Soldaten. Sie können sich vorstellen, was ich durchmachte, als ich die schrecklichen Körper zum erstenmal sah. Die Panik wühlte sich in mir hoch, und ich begreife heute noch nicht, daß ich nicht sofort weggerannt bin. Irgend etwas zwang mich dazu, noch zu bleiben, und dieses Gefühl war auch stärker als meine Angst. Ich blieb also, durchwanderte die Grabkammern und schaute mir die Gestalten im Licht meiner Lampe an. Ich strahlte jede von ihnen ab. Dabei machte ich die schreckliche Entdeckung. Bis auf zwei spitze Vampirzähne hatten sie alle Zähne verloren. Die aber waren gesund.«

»Was taten Sie?«

»Nichts, John, nichts.« Sie blickte mir wieder direkt in die Augen. »Ich rannte weg, denn ich mußte erst einmal die Tatsache begreifen, daß ich es mit Vampiren zu tun hatte. Das war absolutes Neuland für mich. Nie zuvor hatte ich damit zu tun gehabt. Überlegen Sie mal, ich kannte Vampire aus Geschichten oder Filmen. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, daß es sie tatsächlich gibt.«

»Sie gingen aber noch einmal hin?«

»Ja, nachdem ich meinen Schock überwunden hatte. Als ich die Grabkammern betrat, da merkte ich sofort, daß sich etwas verändert hatte. Es lagen nicht mehr alle auf ihren Plätzen. Sie hatten sich verändert, wo anders hingelegt. Ich entdeckte auch Spuren im Staub.

Als ich die Kavernen verlassen wollte, traf ich auf den ersten Blutsauger. Er wollte mich anfallen. Da wehrte ich mich mit einem Stein, schlug ihm damit ins Gesicht, aber ich konnte ihn nicht vernichten. Mir gelang die Flucht, sonst säße ich nicht hier. Zu Hause aber dachte ich nach und kam zu dem Ergebnis, daß ich etwas tun mußte. Ich besorgte mir Bücher, die sich mit diesem Thema beschäftigten, und ich las alles, was ich nur in die Hände kriegen konnte. Auch, daß Vampire erledigt werden können, indem man sie köpft. Für mich war es der sicherste Weg. Aus unserem Familienbesitz holte ich ein altes Schwert aus bestem Toledo-Stahl. Die Waffe ist gut zu handhaben und nicht so schwer.«

»Damit gingen Sie auf die Jagd, nehme ich an.«

»So ist es, Mr. Sinclair. Ich vernichtete sieben dieser Bestien, indem ich sie köpfte. Die Köpfe habe ich in einem Kellerraum unseres Hauses aufbewahrt. Ich werde sie irgendwann einmal verbrennen, aber das werde ich allein nicht schaffen. Ich dachte auch über den Grund dieser fürchterlichen Erweckung nach.«

»Wie war das Ergebnis?«

Carmen Cavallo hob die Schultern. Dennoch kam sie mir nicht ratlos vor. »Ich ging einfach davon aus, daß es jemand geben mußte, der Interesse daran gehabt hat, die Blutsauger aus ihrem jahrhundertealten Schlaf zu holen.«

»Gut kombiniert.«

»Danke für das Kompliment. Es ist aber noch zu früh, denn ich fand zunächst nichts, keinen Hinweis. Doch meine Furcht wuchs, und ich erinnerte mich daran, von Ihnen gehört zu haben. Nun, ich rief sie an, alles weitere kennen Sie ja, bis auf die Zeit, die ich durchgemacht habe, nachdem ich sie kontaktierte.«

»Passierte da etwas?«

»Und ob. Ich bekam meiner Ansicht nach die Lösung präsentiert.«

»In der letzten Nacht?«

Sie wollte lächeln, schaffte es nicht ganz, nickte dann. »Ja, in der letzten Nacht, nach meinem Anruf. Sie haben hier einen herrlichen Frühsommer, bei uns in Spanien ist es noch wärmer, auch in der Nacht kühlt es sich kaum ab. Ich war ziemlich aufgeputscht, mußte einfach etwas tun, und so entschloß ich mich dazu, in den Pool zu springen.« Sie legte eine Pause ein, preßte die Lippen zusammen, schloß für einen Moment die Augen und holte tief Luft.

Mir war klar, daß sie das Erlebnis noch nicht verkraftet hatte. Ihre Sicherheit bröckelte ab, und Schauer rannen über ihre Haut. Sie wirkte plötzlich hilfsbedürftig. Erst als sie sich eine neue Zigarette angezündet hatte, begann sie mit ihrem Bericht.

Diesmal kam ich aus dem Staunen nicht mehr heraus. Auch mir wurde heiß und kalt zugleich, denn die Gestalt, die wie aus dem

Nichts erschienen war und ein blutiges D auf der Stirn präsentierte, die war mir alles andere als unbekannt.

Will Mallmann, auch Dracula II genannt. Ein Supervampir, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Welt mit Blutsaugern zu überschwemmen. Ihn störte es auch nicht, daß er sich andere schwarzmagische Kräfte zum Feind gemacht hatte.

Ich brauchte da nur an Asmodis und sein Kunstgeschöpf Cigam zu denken.

Carmen redete. Sie regte sich dabei auf, fuhr durch ihr Haar, und ich verstand ihre Eile, nach London zu kommen. »Mehr kann ich Ihnen nicht sagen, Mr. Sinclair.«

»Das reicht auch.«

»Glauben Sie mir?«

»Und ob«, flüsterte ich. »Wissen Sie eigentlich, daß Sie unwahrscheinliches Glück gehabt haben, daß Sie hier in meiner Wohnung sitzen können?«

»Das ist mir inzwischen auch klargeworden.«

Ich schaute ihr mit sehr ernsten Blicken ins Gesicht. »Sie haben es mit einem der gefährlichsten Dämonen zu tun bekommen, die man sich überhaupt vorstellen kann. Es grenzt schon an ein kleines Wunder, daß Sie überhaupt noch leben.«

»Dann kennen Sie den Vampir?«

»Der heißt Will Mallmann, nennt sich jetzt Dracula zwei. Sie haben ja das D auf seiner Stirn gesehen.« Ich hob die Schultern. »Auf mich wirkt es zwar etwas lächerlich, aber es hat seine Wirkung nicht verfehlt, das sieht man an Ihnen, Carmen.«

Sie blies die Luft aus. »Por Dios, John, Sie glauben gar nicht, welche Höllen ich durchgemacht habe. Sogar noch auf dem Flug. Ich hatte immer das Gefühl, beobachtet zu werden. Ich bin mir auch jetzt noch sicher, daß dieser Mallmann nicht aufgeben wird.«

»Davon können wir ausgehen. Er wird Ihnen nicht vergessen, was Sie ihm angetan haben. Sie haben es geschafft, ihn lächerlich zu machen. Mich wundert nur, daß er Sie nicht angegriffen hat, ich meine, ein zweites Mal.«

»Vielleicht wartet er auf die folgende Nacht.«

»Das kann natürlich sein.«

»Die ich aber nicht allein verbringen möchte, John. Ich habe nicht nur das Ticket für mich, sondern auch eines für Sie in der Tasche. Wir können am späten Nachmittag wieder zurückfliegen und sind am Abend bei mir im Haus.«

»Wo leben Sie denn?«

»In der Nähe von Toledo.«

»Gut, einverstanden.«

Als ich das sagte, da sackte sie auf ihrem Stuhl vor Erleichterung

zusammen. Gleichzeitig wurde sie bleich und preßte dann die Hände gegen Augen und Stirn.

Ich holte ihr einen Schluck Mineralwasser und schenkte auch mir ein Glas ein.

Neben dem Karton blieb ich stehen. Der Schädel ekelte mich noch immer an. Carmen hatte ihn mitgebracht, und ich ging nicht davon aus, daß sie ihn wieder mit nach Spanien nehmen wollte. Sie hatte meine Gedanken erraten und meinte: »Sie können den Kopf hier vernichten. Verbrennen oder begraben, das ist mir egal.«

»Das überlasse ich meinen Kollegen. Außerdem wird er von allein zerfallen, denn die untote Kraft steckt nicht mehr in ihm. Wenn Sie sich die anderen sechs Köpfe ansehen, wird es Ihnen auch nicht verborgen bleiben.«

»Haben Sie sonst noch Probleme, bei denen ich Ihnen eventuell helfen kann? Zuviel Zeit bleibt uns nicht.«

»Ich werde das regeln. Aber ich möchte gern noch einen Freund mitnehmen. Er ist zugleich ein Kollege von mir.«

»Sie meinen Suko?«

»Gratuliere. Sie sind gut informiert.«

»Daran kam ich zwangsläufig nicht vorbei. Ich hatte ihn schon vermißt.«

»Er hält sich im Schwimmbad auf. Ich werde dort anrufen, daß man ihm Bescheid gibt.«

»Jagen wir die Blutsauger gemeinsam?«

»Sie erst mal nicht. Sie bringen uns nur bis zu diesen Kavernen.«

»Dagegen habe ich überhaupt nichts einzuwenden«, erwiderte Carmen Cavallo. Zum erstenmal wirkte sie gelöst, was mich freute.

Ich aber griff zum Hörer und fing mit der Telefoniererei an.

***

Spanien!

Diesmal war es nicht die Ostküste, wo die Touristen wie eine Schwemme über das Land hereinbrachen. Wir hielten uns im Landesinnern auf, im Hochland um Madrid und Toledo, wo die Sommer sehr heiß und die Winter sehr kalt werden konnten.

Wir hatten die warme Jahreszeit erwischt und waren glücklich, daß alles so gut geklappt hatte.

Die Landung in Madrid, der Weiterflug mit einem bereitstehenden Hubschrauber bis zum Haus der Familie Cavallo, wo wir sicher landeten. Carmen hatte alles perfekt vorbereitet, und ich konnte vor dieser Frau nur den Hut ziehen.

Es war noch nicht dunkel, als wir eintrafen, aber es würde auch nicht mehr lange bis zum Einbruch der Dämmerung dauern, und das Haus der Familie, erhöht über Toledo liegend, ließ mich nur staunen, denn

es sah im Licht der schräg stehenden Sonne aus wie ein vergoldeter Palast. Ein prächtiges Herrenhaus, das zur Sonnenseite hin etwas kalt wirkte, auf der Rückseite aber seine Pracht entfaltete, zu der auch ein beeindruckender Innenhof gehörte, der in eine Gartenanlage überging. Mauern, Wege, Tore, Figuren, kleine grüne Inseln, Wasser, das aus Brunnen sprudelte, der Pool, die prächtigen Blumen und Gewächse, die an den Fassaden hochrankten.

Hier konnte man es schon aushalten.

Es war nur schade, daß uns nicht die Zeit blieb, dies alles in Ruhe zu besichtigen. Wir wollten nur unser Gepäck abstellen und dann hinaus in die Berge fahren.

Der Geländewagen stand schon bereit. Er war pechschwarz und schien nagelneu zu sein.

Das Personal erwartete uns.

Manuel, der Butler empfing uns mit ausgesuchter Höflichkeit. Wir lernten den Gärtner, die Köchin und zwei Stubenmädchen kennen. Carmen führte uns zu den Gästezimmern, die zwar auf der Etage lagen, wo sie wohnte, jedoch in einem anderen Trakt.

»Ich hoffe, Sie sind mit den Zimmern zufrieden«, sagte sie, als sie die erste Tür öffnete.

Das Wort zufrieden reichte nicht aus. Was da vor uns lag, war einfach super. Zimmer, so prächtig eingerichtet, daß es schon zu schade war, in dem wertvollen Mobiliar zu wohnen. Vor allen Dingen waren die Zimmer kühl, denn die dicken Mauern hielten viel Sonne ab.

»Schade, daß wir wieder gehen müssen«, sagte Suko und hatte mir damit aus dem Herzen gesprochen.

Carmen lächelte. »Wenn alles vorbei ist, werden Sie hoffentlich noch Zeit finden, meine Gäste zu sein.«

»Das hoffe ich auch«, sagte ich voller Überzeugung.

Suko grinste nur. Wahrscheinlich dachte er an unsere abendliche Urlaubsdiskussion.

Zeit für eine kurze Erfrischung war noch vorhanden. Wir wollten uns in einer Viertelstunde in der Halle treffen. Innerhalb des prächtigen Bads mußte ich einfach die Dusche betreten und ließ das lauwarme und auch kalte Wasser über meinen Körper strömen.

Auch Suko kam erfrischt aus seinem Zimmer, und wir trafen uns auf dem Gang.

»Kaum zu glauben, daß wir hier unseren Freund Mallmann jagen sollen«, sagte er.

»Es fällt mir auch schwer.«

»Glaubst du denn, daß er es noch einmal versucht?«

»Du nicht?«

»Und ob. Deshalb ist es gut, wenn Carmen mit uns fährt. Na ja, wir

werden sehen.«

Die Gänge hier oben waren sehr breit. Die Bilder an den Wänden - sie zeigten zumeist Porträts, zeugten von der langen Familiengeschichte der Cavallos.

Unter unseren Füßen schimmerte der Steinboden wie ein geputzter Spiegel.

Vor einem der Fenster blieb ich stehen. Mein Blick fiel bis hinein in die Stadt Toledo, wo sich zahlreiche Kirchtürme in den Himmel reckten, wo sich aber im Westen die ersten breiten Schatten ausbreiteten, um den Ball der Sonne zu verschlucken.

Über die breite Treppe gelangten wir in die Halle, wo Carmen neben einem fahrbaren Getränkewagen auf uns wartete. Sie hatte sich umgezogen. Dunkle Jeans und ein dunkles Sweatshirt bedeckten ihren Körper. Und sie trug noch etwas bei sich. Das Schwert steckte in einer Lederscheide, diese wiederum war an einem Gehänge befestigt, das sie um ihre Hüften gebunden hatte.

Als wir kamen, strich sie über den Griff hinweg. Ein wenig kam sie mir vor wie Kara, die Schöne aus dem Totenreich. »Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich es mitnehme?«

»Nein, bestimmt nicht.«

»Das beruhigt mich. Wollen Sie noch einen Schluck trinken?«

Wir griffen zu.

Manuel wartete im Hintergrund. Obwohl ihm Carmen vertraute, hatte sie ihn nicht eingeweiht. Sie wollte nicht, daß er nervös wurde. Wir waren ihm als Bekannte aus der englischen Botschaft vorgestellt worden. Ob er es glaubte, konnte uns egal sein.

»Ist es Ihnen recht, wenn ich fahre?«

»Immer.«

Carmen lächelte. »Das ist ja nur, weil ich die Strecke sehr genau kenne.«

»Wie lange brauchen wir?« wollte Suko wissen.

Sie hob die Schultern. »Bei meiner Fahrweise nicht länger als zwanzig Minuten.«

Die Antwort ließ auf eine Fahrerin mit heißen Reifen schließen. Ich war sehr gespannt.

Sie spielte mit dem Wagenschlüssel. »Dann sollten wir jetzt losdüsen, sonst wird es dunkel.«

»Nichts dagegen.«

Sie gab Manuel noch einige Instruktionen, dann verließen wir das prächtige Haus.

Die Luft war trocken. Erfüllt war sie von einem leichten Staubgeruch, der den der blühenden Sommergewächse aber nicht überdecken konnte. Der Wagen stand vor dem Haus, auf einer mit Kies bestückten runden Auffahrt.

Ich schaute mich um.

Das Haus lag in völliger Stille.

Nichts wies darauf hin, daß sich hier jemand aufhalten könnte, der uns an den Kragen wollte. Aber ein Wesen wie Mallmann war natürlich nicht so dumm, sich jetzt schon zu zeigen. Seine Zeit würde kommen. In der Nacht, vielleicht erst nach der Tageswende, dann wurde er aktiv, und wir hofften zu dritt, wieder früh genug zurück zu sein.

Bevor Carmen einstieg, löste sie die Scheide vom Gehänge und legte das Schwert auf den Rücksitz, wo auch ich meinen Platz fand. Suko setzte sich neben die Fahrerin.

Sie schaute mich an, dann Suko. »Anschnallen, Señores, es geht gleich los.«

Sie hatte nicht gelogen, es ging los.

Und sie fuhr wie der Teufel. Carmen schien mit dem Wagen verwachsen zu sein; sie knüppelte ihn durch das Gelände und jagte ihn dabei in die Berge, daß uns Hören und Sehen verging. Diese Frau hätte ich mir auch gut auf einer Formel-Eins-Piste vorstellen können. Jedenfalls hatte sie Feuer im Leib.

Von der Landschaft bekamen wir nicht viel zu sehen, weil aufquellende Staubwolken uns einen Großteil der Sicht nahmen. Ich stellte nur fest, daß es bergauf ging und erinnerte mich daran, wo die Festung lag. Auf einem Berg.

Wir würden nur Trümmer vorfinden, hatte uns Carmen berichtet, aber den Einstieg in die Unterwelt kannte sie.

Der Geländewagen war ja mit zahlreichen Extras versehen, leider fehlte eine Klimaanlage, denn die hätten wir gut gebrauchen können. Es war heiß unter dem Blech, und die Fenster öffneten wir nicht.

Der Staub sollte draußen bleiben.

Zwanzig Minuten Fahrtzeit hatte Carmen angesetzt. Als wir stoppten, war erst eine Viertelstunde vergangen.

Sie hatte ihren eigenen Rekord gebrochen, was sie uns auch lachend erklärte.

Wir stiegen ins Freie. Als letzte verließ Carmen Cavallo den Wagen und schnallte ihr Schwert fest.

Dann deutete sie in die Runde. »Hier ist es«, sagte sie.

Carmen wartete auf unsere Reaktion, aber die blieb zunächst einmal aus, weil wir uns umschauten, um einen ersten Gesamteindruck von der Gegend zu bekommen.

Es war sehr übersichtlich, und von der Festung konnten wir nicht viel sehen.

Die Sonne war dabei, sich zu verabschieden. Noch lauerte die Dämmerung nur, und es herrschte ein Licht, das mich sehr beeindruckte, denn die Luft war ungewöhnlich klar, beinahe scharf, so

daß sich weit entfernte Felsformationen so kantig und klar abhoben, als wären sie zum Greifen nahe. Hier oben wehte ein leicht kühler Wind, der unseren verschwitzten Körpern guttat.

»Nur Reste, John, wie ich Ihnen schon sagte.« Carmen war dicht an mich herangetreten und sprach davon, daß ihre Landsleute damals mit den Ungläubigen kurzen Prozeß gemacht hatten. »Aber die Blutsauger haben sie leider vergessen.«

»Und jetzt sind sie wach.«

Sie nickte. »Warum sind sie erweckt worden? Wie hat es dieser Supervampir geschafft?«

Die Frage war gut, sie lag auf der Hand, doch leider konnten weder Suko noch ich eine Antwort geben. Dafür versuchte es Carmen selbst. »Ich habe gelesen, daß Vampire auch durch fremdes frisches Blut wieder aus ihrer Starre hervorgeholt werden können. Was sagen Sie als Experten dazu? Kann das stimmen?«

Suko nickte. »Möglich ist alles. Ich finde aber, daß dieses Problem zweitrangig ist. Wir sollten uns lieber um die Kavernen kümmern und um die Gestalten, die dort liegen.«

Carmen war einverstanden, strich aber mit einer nachdenklich wirkenden Geste über ihr Kinn. »Im Prinzip haben Sie recht. Ich überlege aber, ob ich nicht mit Ihnen gehen soll.«

»Warum?«

»Ich könnte Ihnen helfen.«

»Nein, nein, Sie haben Ihre Pflicht getan, Carmen. Warten Sie mal hier. Um Vampire zu erledigen, brauchen wir kein Schwert. Dafür haben wir andere Waffen.«

»Das weiß ich.«

Ich faßte sie in Höhe des Ellbogen an. »Kommen Sie, wir wollen wissen, wo der Eingang liegt.«

»Gut.« Die Frau war ein wenig nervös geworden. Kein Wunder, denn sie war bereit, uns in die Tiefe zu schicken, die sich auch zu einer Hölle entwickeln konnte.

Zwar trugen wir unsere Bleistiftleuchten bei uns, aber Carmen hatte für lichtstarke Taschenlampen gesorgt, die wir an unsere Gürtel festgehakt hatten.

Hier oben zwischen den alten Resten der Festung herrschte eine tiefe Stille.

Es schien so, als wollten die Mauern alle Geräusche zurückhalten, die eventuell gegen sie strömten.

Wir hörten nur die eigenen Schritte. Schlangen oder Eidechsen sahen wir nicht. Sie hatten sich verkrochen. Manchmal wuchs dürres Gestrüpp aus dem steinigen Boden. Es zeigte kaum eine grüne Farbe, selbst die Blätter sahen trostlos aus, und auf allem hatte der Staub seine Spur hinterlassen.

Der Teil eines Turms stand noch, und in seinem Schatten hielt Carmen an.
»Ist es hier?« fragte ich.
»Ja, kommen Sie mit.«
Bisher waren wir normal gegangen, jetzt aber mußten wir klettern. Wir stiegen über die Trümmer hinweg, balancierten auch auf ihren Kanten entlang und wurden von Carmen zu einer Stelle geführt, die früher einmal möglicherweise der Mittelpunkt des Turmbodens gewesen war, wenn unsere Berechnungen stimmten.
Sie deutete gegen den Boden. »Hier ist der Einstieg.«
Leider sahen wir nichts, bis eine lächelnde Carmen Cavallo einen struppigen Buschgürtel zur Seite räumte und wir eine Klappe ausmachten, die uns schwer wie Stein vorkam, aber nicht aus diesem Material bestand, sondern aus dicken Holzbohlen.
Suko entdeckte einen Ring und hob die Klappe hoch. »Ist nicht einmal schwer«, sagte er und schaute in die Tiefe. Viel konnte er nicht sehen, denn es war stockfinster.
Ich trat an ihn heran. Sofort nahm ich den widerlichen Geruch wahr, der mir aus der Tiefe entgegenströmte und meine Nase erreichte. Es war ein Gestank, der sich aus einigen Ingredienzien zusammensetzte. Aus fauligem Wasser, vermoderter Kleidung und feuchten, schimmelbedeckten Wänden und möglicherweise auch mit einem Hauch von Moder versehen. Nicht gerade eine Parfümfabrik.
»Ich will Ihnen etwas erklären«, sagte Carmen. »Sie müssen die alte Treppe hinuntersteigen und dann in die einzelnen Stollen gehen, die vom Hauptgang her abzweigen. Sie werden überall welche finden, denke ich mal. Die meisten jedoch in der Hauptkaverne, denn dort endet der Gang, und da gibt es auch einen Brunnen.«
Ich runzelte die Stirn. »Ist der von Bedeutung?«
»Keine Ahnung.«
»Aber er führt tiefer?«
»Kann sein. Man muß aber damit rechnen, daß er verschüttet ist.«
Ich lächelte. »Wir werden schon nicht hineinsteigen müssen«, sagte ich voller Optimismus.
Suko nickte mir zu. Er hatte es eilig. Plötzlich umarmte mich Carmen. »Ich wünsche Ihnen viel Glück, John«, flüsterte sie mir ins Ohr. Dann wurde ihre Stimme hart. »Und noch etwas möchte ich Ihnen sagen. Vernichten Sie die Bestien. Töten Sie sie. Schlagen Sie diese Brut zusammen, ich bitte darum!«
»Wir werden Sie nicht enttäuschen.«
Es waren meine letzten Worte, dann stieg ich hinter Suko her in das düstere Loch.
Der Gedanke an Will Mallmann ließ mich dabei nicht los…

***

Die Finsternis schluckte uns wie ein gewaltiger Rachen. Etwas feuchte und muffige Luft strömte uns entgegen. Sie legte sich wie Schweiß auf unsere Gesichter, und ich hatte das Gefühl, als würden von oben her Tropfen auf meine Lippen fallen.

Wir hatten die Lampen eingeschaltet und strahlten die Stufen der Treppe an, die ohne Kurve in die Tiefe führte, als läge ihr Ziel direkt in der Hölle.

Die Stufen zeigten keinen normalen Steinbelag mehr. Sie waren im Laufe der Zeit von einer schimmligen Schicht überwachsen worden, die in den beiden Farben zwischen Grün und Weiß schwankte. Der Schimmel war dicht wie Moos, ebenso glatt, und wir mußten beide achtgeben, daß wir nicht stolperten.

Ein Geländer gab es natürlich nicht, auch waren die Stufen nie gleichmäßig hoch bewachsen. Sie zeigten auf ihrer Oberfläche kleine Mulden und an den Seiten Erhebungen.

Je tiefer wir kamen, um so ungemütlicher wurde es. Ein kalter Hauch wehte uns entgegen. Der Gestank nach Moder verstärkte sich. Irgendwo in der Nähe schien altes Fleisch zu liegen, das allmählich verfaulte. Auch Suko bekam die Umgebung nicht. Einige Male drehte er sich zu mir um, so daß ich sein bedenklich verzogenes Gesicht sehen konnte und das Faltenmuster auf seiner Stirn.

Ich duckte mich unter einem Schatten hinweg, der von der Decke herabhing. Ein gewaltiges Spinngewebe, in dem sich einige schwarze Flecken verfangen hatten.

Als ich sie anleuchtete, entdeckte ich, daß es Fledermäuse waren, die dort festhingen.

Ich lief weiter hinter meinem Freund Suko her. Er enthielt sich eines Kommentars, nur hin und wieder hörte ich, wie er einen leisen Fluch ausstieß, wahrscheinlich ärgerte er sich über die Stufen ebenso wie ich.

Sie schienen kein Ende nehmen zu wollen. Einmal blieb ich stehen und drehte mich um. Unser Einstieg war nicht mehr zu sehen, wahrscheinlich auch deshalb nicht, weil das Netz mit den Fledermäusen davorhing, das einen Teil des Lichts absorbierte. Ich ging weiter.

Suko war schon vorausgegangen, und ich hörte, wie er plötzlich auflachte. »Das Ende der Treppe ist in Sicht, John.«

Ich atmete auf.

Nur kurze Zeit später stand ich neben meinem Freund, der die Treppe glücklich hinter sich gelassen hatte. Wir kamen uns vor wie in einer Höhle, aber nicht versteckt tief in der Erde. Ich erinnerte mich daran, was mir Carmen Cavallo gesagt hatte. Ihre Beschreibung traf zu, das erkannte ich sofort.

Wir standen in einem ziemlich breiten Hauptstollen, konnten aber

nicht erkennen, ob weitere Gänge davon abzweigten, weil wir beide zunächst einmal die Lampen gelöscht hatten.

Wir wollten uns zunächst an die Atmosphäre hier unten gewöhnen. Oft war es so, daß wir Vampire rochen. Sie strahlten einen Gestank aus, der mich an Gräber und Moder erinnerte, und das vermißte ich hier. Der Geruch hatte sich nicht verändert.

Ich schaltete die Lampe wieder ein.

Suko war dabei gewesen, seine Dämonenpeitsche zu ziehen, hielt aber inne, als er in das Licht schaute und dabei mit den Augen zwinkerte. Dann schüttelte er den Kopf.

»Du denkst das gleiche wie ich?« flüsterte ich.

»Das befürchte ich.«

»Meinst du, daß sie verschwunden sind?«

Er hob die Schultern. Die Peitsche ließ er stecken, nahm die Lampe, schaltete sie wieder ein und drehte dabei seinen rechten Arm. Der Strahl tauchte nicht nur in die Tiefe des Hauptstollens, er erwischte auch den wesentlich schmaleren Eingang zu einem der erwähnten Seitenstollen, wo angeblich die Blutsauger aus maurischer Zeit liegen sollten.

Dieser Stollen zumindest war leer!

Ich ging weiter, trat an den nächsten heran und leuchtete dort hinein. Auch ohne Erfolg.

Suko war zur anderen Seite des Ganges geschritten, wo sich weitere Stollen öffneten.

Ich hörte ihn leise fluchen, demnach hatte auch er keinen Erfolg gehabt. Sie waren nicht mehr da, aber ich konnte sie riechen, und Suko erging es ähnlich, denn er verzog die Nase.

»Alter Vampirgestank«, flüsterte er, bevor er die Lippen zusammenpreßte und wieder in ein Loch strahlte. Die Wände bekamen einen hellen Glanz, doch zu sehen war nichts.

Er zog sich zurück.

Ich war bereits an ihm vorbeigegangen. Uns blieb praktisch nur mehr eine Hoffnung. Carmen hatte uns von einem Hauptstollen berichtet, wo auch ein alter Brunnen stehen sollte. Unter Umständen fanden wir sie dort versammelt. Viel Hoffnung hatten wir beide jedoch nicht.

Die Luft verschlechterte sich zusehends. Es war schwierig genug, Atem zu bekommen. Wir hatten beide den Eindruck, durch weichen Schlamm zu laufen, und der penetrante Gestank wollte ebenfalls nicht weichen. Ich schmeckte ihn im Mund, er hing im Rachen fest, er hatte sich auch in meine Kleidung gesaugt und klebte in ihr wie Blei.

Auf einmal erwischte der Strahl ein Hindernis. Ein heller Kreis zeichnete sich an der Mauer ab. Wir sahen die alten Steine, teilweise waren sie brüchig, aber in der Regel auch mit der grünlichweißen Schimmelschicht überzogen. An einigen Stellen wurde das Licht sogar

von ihnen etwas reflektiert.

Suko, der seine Hand nach links gedreht hatte, fand ein anderes Ziel.

Es war der alte Brunnen, von dem Carmen gesprochen hatte. Beim ersten Hinsehen sah der Brunnen sehr leer und verlassen aus. Er war aus Steinen gebaut, hatte eine runde Form, und über ihm zeichnete sich ein brüchiges Holzgestell ab, das in seiner Mitte etwas eingedrückt war und bei dem die Winde fehlte.

Wir entdeckten keinen Vampir. Nicht einmal einen alten Kleiderfetzen von ihm.

»Reingefallen«, sagte Suko leise.

»Durch wen?«

Er hob die Schultern.

»Oder hast du Carmen in Verdacht?«

Er runzelte die Augenbrauen. »Bisher fehlt uns ja der Beweis. Abgesehen von dem Schädel, den sie dir als Geschenk mitgebracht hat. Aber das kann auch getürkt gewesen sein.«

»Ist möglich, obwohl ich daran nicht so recht glauben will, wenn ich ehrlich bin.«

»Warum nicht?«

»Ich weiß es nicht, Suko. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß sie ein falsches Spiel treibt.«

»Hör auf, das hast du bei Jessica Long auch nicht gedacht. Dann bist du fürchterlich reingefallen.«

Ich sagte nichts. Er hatte durch seine Bemerkung eine Wunde bei mir aufgerissen, was er auch an meiner Reaktion merkte und sich dafür entschuldigte.

»Schon gut, Alter.«

Während Suko es genau wissen wollte und die Höhe absuchte, trat ich direkt an den Brunnen heran, beugte mich auch vor, um in ihn hineinschauen zu können.

Ein noch schlimmerer Gestank wehte mir entgegen. Ein fürchterlicher Geruch, der mir den Magen in die Höhe trieb und Übelkeit verursachte. Was dort unten gelegen haben mochte, mußte Jahrhunderte in der Tiefe verborgen gewesen sein.

Ich schüttelte mich und brachte die Hand mit der Lampe über den Rand hinweg, um nach unten leuchten zu können. Bisher hatte ich darüber hinweggestrahlt.

Mein Atem stockte.

Ich wollte es nicht glauben und mich zurückziehen, aber das Etwas dort war schneller.

Aus einem grauen Knäuel aus Schmutz, alten Steinen und Dreck löste sich etwas hervor und fuhr mit der Blitzartigkeit einer zubeißenden Schlange in die Höhe.

Es packte zu.

Ich hatte dir rechte Hand noch zur Seite drücken wollen, das gelang mir nicht mehr.
Die bleichgraue Vampirklaue war schneller und umklammerte mein rechtes Gelenk…

***

Carmen Cavallo war zurückgeblieben und hatte die Augen für einen Moment geschlossen, als die beiden Männer in der Tiefe des Schachts verschwunden waren.
Aus, vorbei!
Sie würden mit den Blutsaugern kurzen Prozeß machen, was sie auch geschafft hatte, aber es waren eben zu viele gewesen, und dies hatte ihre Nerven strapaziert.
Hinzu kam dieser Dracula II.
Wenn sie an ihn und an sein Auftreten dachte, überkam sie noch jetzt ein eiskalter Schauer. Er war so lautlos herangeschlichen und wie ein Phantom am Rand des Pools aufgetaucht. Sie erinnerte sich an sein Gesicht, das ausgesehen hatte, als wäre es mit einer bleichen Farbe bestrichen worden. Und sie dachte natürlich an das blutrote D auf seiner Stirn. Sein Fanal, sein Zeichen und gleichzeitig der Beweis, daß sie es mit etwas unwahrscheinlich Bösem zu tun hatte.
Wieder schauderte sie…
Dann ging sie einen Schritt vor, erreichte den Rand der Luke und schaute hinab.
Die beiden Männer entdeckte sie nicht mehr, dafür noch die tanzenden Punkte ihrer Lampen. Sie wußte ja, wie tief es hinabging, aber sie konnte nicht sagen, ob diese unterirdischen Räume in alter Zeit als Verliese benutzt worden waren oder auch als schreckliche Folterkammern. Es kam ihr vor, als wären John Sinclair und sein Freund in ein Meer von Schatten hineingetaucht, aus dem es keine Wiederkehr mehr gab.
Ihre rechte Hand legte sie auf den Schwertgriff. Die Berührung flößte ihr wieder Vertrauen ein, denn sie dachte auch daran, daß sie mit dieser Klinge schon manchen Blutsauger erledigt hatte.
Geköpft!
Ein hartes Lächeln umhuschte ihre Lippen. Hier oben hatte sie sich den Unholden stellen müssen, und bisher war sie immer die große Siegerin geblieben.
Scharf saugte sie die Luft ein. Noch immer roch sie nach Staub, und sie hatte auch das Gefühl, einen uralten Moder einzuatmen, der ihr aus der Tiefe entgegenquoll.
Jetzt waren auch die tanzenden Lichter der Lampen nicht mehr zu sehen. Carmen gefiel das überhaupt nicht, denn es kam ihr vor, als müßte sie die beiden Männer abschreiben, die es gewagt hatten, sich

auf den Weg in eine Hölle zu machen.

Kalte Schauer durchrieselten sie. Es gefiel ihr in dieser Umgebung nicht mehr. Die Trümmer des Turms sorgten bei ihr für ein gewisses Unbehagen. Hinzu kamen die Schatten, die sich allmählich in ihrer Umgebung festsetzten, weil die Dämmerung doch schon Fortschritte gemacht hatte und sich nicht aufhalten ließ.

Sie huschten herbei, sie waren lautlos, sie waren nicht zu fassen, und sie hüllten alles ein.

Carmen wollte nicht mehr an diesem Ort stehenbleiben und dorthin gehen, wo es besser für sie war und sie auch eine entsprechende Sicht bekam. Hinzu trat noch etwas anderes. Sie konnte sich nicht helfen, aber der ungute Eindruck ließ sich einfach nicht verleugnen. Zwar sah sie kein Lebewesen, trotzdem kehrte die alte Sicherheit nicht zurück. Sie fühlte sich unter Beobachtung stehend.

Noch ließ sie das Schwert in der Scheide, aber ihre Hand hatte sie bereits auf den Griff gelegt, und sie war bereit, die Waffe sofort zu ziehen.

Genau an dem Ort, wo sie den letzten Vampir vernichtet hatte, blieb sie stehen. Es war eine sehr günstige Stelle, denn sie ergab den besten Blick.

Wenn sie nach Süden schaute, lag ihr Toledo zu Füßen. Der Ort wirkte weit entfernt und erinnerte in seinen Umrissen an ein Gemälde, das ein Künstler gegen den Horizont gezeichnet hatte, um einen anderen Maler damit zu erfreuen.

Carmen Cavallo freute sich nicht. Statt dessen wuchs ihr Unbehagen. Es vermehrte sich parallel mit der Zunahme der Dunkelheit, und die Schatten schienen ihre Seele zu umklammern.

War der Himmel jeden Tag so düster, wenn die Dämmerung hereinbrach, oder kam er ihr nur so dunkel vor?

Reiß dich zusammen, sagte sie sich. Dreh um Himmels willen nicht durch. Du hast es bisher geschafft und wirst den Rest auch noch hinter dich bringen.

Trotzdem beobachtete sie den Himmel weiter.

Im Westen hatte die Sonne einen blutroten Abschiedsgruß geschickt, und diese Farbe brachte Carmen automatisch mit dem Blut eines Menschen in einen Zusammenhang, was ihr wiederum einen eisigen Schauer versetzte.

Den Mond sah sie ebenfalls. Als noch ziemlich blasser Kreis glotzte er auf die Erde nieder.

Wind erwischte sie.

Es gab hier oben die ungewöhnlichsten Strömungen, die von allen Dingen von den Vögeln genutzt wurden.

Carmen konnte ihren Blick von diesem Himmel nicht lösen. Er war für sie wie eine Zeichnung, eine perfekte Mischung aus verschiedenen

Grautönen, auf denen sich dunkle Punkte bewegten und die abendlichen Windströmungen genossen.

Harmlose Vögel - oder…?

Es gab in den Bergen Raubvögel, aber an die dachte sie nicht. Ihr wollte die Verwandlung des Vampirs in eine Fledermaus nicht aus dem Sinn, und jetzt überkam sie der Eindruck, als bewegten sich zahlreiche Fledermäuse durch die Luft, keine Vögel.

Die Spanierin schüttelte den Kopf und wischte über ihre Augen. Verrückt, dachte sie, du läßt dich wieder verrückt machen. Das sind normale Vögel, keine Fledermäuse. Was du denkst, ist der reine Schwachsinn. Reiß dich zusammen.

Trotzdem blieb das Mißtrauen.

Es erfüllte sie wie eine bittere Säure. Sie umklammerte den Schwertgriff fester, um sich dadurch eine nötige Sicherheit zu geben. Ihre Augen brannten plötzlich. Waren es Tränen, die ihren Blick verschleierten? Sorgten sie für den Druck hinter ihrer Stirn?

Sie holte tief Luft.

Du mußt dich beruhigen, hämmerte sie sich ein. Verdammt, du mußt ganz ruhig sein. Keine Panik aufkommen lassen. Die beiden Männer werden es schon schaffen…

Über ihr kreisten zwei Vögel. Mächtige Wesen mit breiten Schwingen, aber keine Fledermäuse.

Als sie zu diesem Entschluß gekommen war, fühlte sich die Frau wohler. Die schlimmen Minuten waren vorbei. Plötzlich überkam sie eine ungewohnte und seltsame Ruhe. Sie fühlte sich gut, sie hätte sich auch jetzt hinlegen und schlafen können. Sie genoß es, ein Teil dieser grandiosen Landschaft zu sein, die das Schauspiel der heranfließenden Dämmerung immer intensiver erlebte, denn die Schatten waren dabei, alles zu umfassen. In den Tälern hatten sie bereits einen Sieg errungen, hier oben schufen sie die Konturen noch sehr scharf. Sie polarisierten, und die junge Frau sah die Felsen, die Grate und die schroffen Formationen überaus deutlich vor ihren Augen.

Etwas raschelte hinter ihr.

Mit einer blitzartigen Bewegung fuhr sie herum. Auch ein Zeichen, wie nervös sie war, denn dieses Rascheln hatte sie alarmiert.

Es war harmlos gewesen.

Der Wind hatte mit losen Grasbüscheln gespielt und wehte sie nun an ihr vorbei.

Carmen atmete auf.

Sie schaute auf die Uhr und versuchte nachzurechnen, wie lange die beiden Männer schon verschwunden waren. Das Ziel hätten sie längst erreichen müssen. Wie viele Blutsauger lauerten dort unten? Das war die große Frage, und Carmen überlegte auch, wie lange es denn dauern konnte, bis ein Dutzend oder mehr erledigt waren.

Sie wußte es nicht. Sie konnte nur warten, den Männer die Daumen drücken.

Die Dämmerung hatte auch die Farbe der Felsen verändert. Sie waren grau geworden, einige sogar schwarz, und sie kamen Carmen vor wie drohende Krieger.

Schatten ballten sich zwischen ihnen.

Irgendwo sang der Wind über das glatte Gestein oder verfing sich an irgendwelchen Kanten. Zwar normale Geräusche, doch in ihrem Zustand empfand sie Carmen als gefährlich.

Das ungute Gefühl steigerte sich. Es war leicht, sich vorzustellen, daß plötzlich irgendwelche Gestalten auftauchten, um sie zu überfallen. Wesen, die sich aus geheimnisvollen Tiefen gelöst hatten, um an Menschen heranzukommen.

Kalt kroch es über ihren Rücken. Es war die Kälte, die aus dem Innern kam und von der Angst diktiert wurde. Ihre Augen brannten. Der Wind hatte auch Staub aufgewirbelt und wehte ihr diesen entgegen. Als lange Fahnen schwebte er über die Felsen hinweg.

Carmen ging einige Schritte zur Seite. Sie erreichte den kleinen Hang, an dessen Ende sie ihren Wagen geparkt hatte. Das Fahrzeug wirkte wie ein schwarzer Felsen.

Sie drehte sich wieder um.

Etwas hatte sie gestört. Es war abermals ein Geräusch gewesen. Da klickten Steine gegen Steine.

Sie rollten dann ein Stück den Hang hinab, und Carmen ärgerte sich darüber, daß sie den Weg dieser Steine nicht verfolgen konnte.

Trug daran auch der Wind die Schuld?

Nicht weit von dieser Geräuschquelle entfernt sah sie ein Stück eingerissener Festungsmauer. Die Mauer wirkte so, als hätte jemand mit mächtigen Hammerschlägen auf ihren oberen Rand gehauen.

Dabei bildete sie so etwas wie eine Barriere, denn was hinter ihr lag, konnte Carmen nicht erkennen.

Dort führte nur ein langer, steiniger Hang abwärts, der bei sehr starken Regenfällen, die in dieser Region auch vorkamen, sein Geröll noch weiter in die Tiefe transportierte.

Aber jetzt regnete es nicht, und trotzdem blieben die Geräusche nicht nur, sie steigerten sich noch, was die Frau als sehr verräterisch ansah.

Sollte sie hingehen?

Ein Blick nach links und rechts zeigte ihr, daß die Luft in ihrer unmittelbaren Umgebung rein war.

Sehr schnell lief sie los und erreichte das breite Mauerfragment.

Sie schaute darüber hinweg.

Der Schrei blieb ihr im Hals stecken. Soeben hatte sie sich noch zusammenreißen können, aber ihre Augen veränderten sich und wurden groß und glasig.

Es war ein Fehler gewesen, Sinclair und Suko in die Tiefe zu schicken. Sie hätten im Freien bleiben sollen, denn die alten, maurischen Blutsauger hielten sich hier im Freien auf…

Die einbrechende Dunkelheit hatte mit ihren langen Schattenstreifen auch diesen Hang erfaßt, so daß sich dort bewegende Gestalten nicht so deutlich abzeichneten. Aber die Kavalkade des Schreckens war genau zu sehen, sie bewegte sich talabwärts. Wenn sie einen Bogen schlug, dann konnte sie durchaus die Stadt erreichen.

Durch Carmens Kopf huschten zahlreiche Gedanken. Bisher war sie mit Streßsituationen immer gut zurechtgekommen. Was aber hier passierte, das brachte sie nicht in die Reihe. Es war für sie einfach nicht zu akzeptieren, daß diese Wesen die unterirdischen Verstecke verlassen hatten und die beiden Geisterjäger nur leere Plätze vorfinden würden. Es schoß ihr auch durch den Kopf, daß es noch einen zweiten Ausgang geben mußte, den sie aber nicht kannte.

Was sollte sie tun?

Immer das, was sie auch getan hatte? Hinauslaufen und sich der teuflischen Brut stellen. Da sich die Gestalten relativ schnell bewegten und die Schatten sie miteinander verschmelzen ließen, war es für sie schwierig, sie zu zählen.

Sie würde auch Zeit verlieren, wenn sie hinter ihnen herlief. Es war am besten, wenn sie zum Einstieg lief und die beiden Männer warnte. Wenn sie schnell genug waren, konnten sie zu dritt die Verfolgung aufnehmen und ihnen möglicherweise auch den Weg abschneiden.

Jetzt nahm sie auch den widerlichen Modergestank wahr. Der Wind schien sich gedreht zu haben.

Sie bewegte ihre Nasenflügel, zugleich aber rann ein kalter Schauer über ihren Rücken.

Der Geruch kam nicht von vorn.

Eine Sekunde blieb sie starr auf dem Fleck stehen. Dann wollte sie herumwirbeln.

Etwas legte sich auf ihre Schulter.

Durch den dünnen Stoff spürte sie nicht nur die Härte der Klauenhand, sondern auch die Kälte, die von ihr ausstrahlte, und sie wußte plötzlich Bescheid.

Carmen duckte sich, sprang zur Seite, legte die Hand auf den Schwertgriff und wollte die Waffe hervorreißen. Jemand trat ihr in die Kniekehlen. Sie schrie auf und sackte zusammen. Mit dem linken Ellbogen stützte sie sich ab, traf dabei unglücklicherweise auf einen Stein. Der Stoff riß, und die harte Kante ritzte eine Wunde in ihre Haut.

Sie keuchte und hätte am liebsten geschrieen, als der schwere Körper auf sie fiel.

Nein, so schwer war er nicht. Nur der erste Kontakt hatte ihr diesen

Eindruck vermittelt. Der Körper des Blutsaugers erinnerte sie an zusammengebundenes Stroh.

Sie wehrte sich.

Schwungvoll drückte sie sich in die Höhe. Genau im richtigen Augenblick, denn die kalten, staubigen und harten Totenklauen hatten ihren Hals umklammern wollen, rutschten aber an der Haut ab und kratzten über den staubigen Steinboden.

Sie wirbelte herum, trat um sich, traf auch, der Untote wirbelte zurück, und Carmen erkannte, daß noch eine zweite Gestalt in seiner Nähe stand, die sich jetzt in Bewegung setzte. Beide sahen aus wie die schrecklichen Wesen aus den alten Zombiefilmen. Als hätten die Macher der Streifen diese Uraltwesen gekannt.

Sie kam auf die Beine.

Der zweite hatte sich bereits gebückt und nach einem Stein gegriffen, den er hochwuchten wollte.

Carmen war schneller.

Sie trat zu, und ihr Fuß krachte in das Gesicht der blutgierigen Bestie. Carmen hörte die Knochen knacken, lachte kurz auf - den Triumph mußte sie sich einfach gönnen -, dann erst kam sie dazu, sich zu drehen und die Waffe zu ziehen.

Damit konnte sie umgehen.

Mit einer glatten Bewegung holte sie die Klinge aus der Scheide. Ein Lichtreflex berührte die Klinge, und er kam ihr vor wie ein Zeichen der Hoffnung.

Carmen Cavallo sprang zurück. Die erste Begegnung mit dem Grauen hatte sie überstanden, und in ihrem Innern war wieder der alte Kampfeswille aufgeflammt. Sie würde sich nicht fertigmachen lassen, sie würde kämpfen, sie würde dazwischengehen, sie würde es ihnen zeigen, und jetzt war sie es, die angriff.

Das Schwert hielt sie mit beiden Händen fest. So konnte sie es am besten und am zielsichersten führen. Sie visierte bereits den Kopf des Vampirs an.

Dann schlug sie zu.

Es war ein wuchtiger Hieb. Das Fauchen der Klinge war Musik in ihren Ohren. Sie öffnete die Augen, und es sah so aus, als würde sie innerlich strahlen.

Volltreffer!

Der Schädel des Blutsaugers schien für einen Moment über dem Rumpf zu tanzen, dann erwischte ihn die Kraft voll. Er flog zur Seite und prallte zu Boden.

Dort blieb er liegen.

Carmen wirbelte herum, ohne dem Schädel noch einen Blick zu gönnen. Sie bekam auch nicht mit, wie der Torso kippte, für sie zählte jetzt das zweite Monstrum.

Wieder führte sie einen Rundschlag. Diesmal fehlte sie. Die Spitze raste hautnah am häßlichen Schädel des Wesens vorbei, und der Vampir mit der alten, schwarzbraunen, lappigen Haut wollte an das Blut der Frau heran.

Sie ließ ihn kommen.

»Ja, ja!« keuchte Carmen. »Los, geh nur weiter! Komm her, ich warte auf dich!«

Sie wich etwas zurück. Ihr Schwert zuckte ihm dabei entgegen, dann nahm sie es zurück, aber der Blutsauger ließ sich von diesen Finten nicht beeindrucken. Er ging seinen Weg, und er schien die Waffe überhaupt nicht zu erkennen. Diese Brut akzeptierte nichts anderes als sich selbst, und sie sah sich als Nabel der Schöpfung an.

Carmen machte es diesmal anders.

Plötzlich sprang sie dem Untoten entgegen, hob dabei ihr Schwert an und wirbelte es über den Kopf des Gegners hinweg. Als es die richtige Position erreicht hatte, schlug sie es nach unten, und dieser eine Schlag reichte aus, um den alten, ledrigen Schädel des Monsters in zwei Hälften zu spalten.

Sie kippten weg, ein V klappte plötzlich auf, und Carmen schlug noch einmal zu.

Der Rumpf verlor seinen Kopf. Bis an die Mauer rollte er, wurde dort von ihr gestoppt.

Carmen aber ging zur Seite. Sie stützte sich auf der Mauerkante ab und konnte nicht anders, sie mußte plötzlich lauthals lachen. Es war einfach eine verrückte Situation. Da hatte sie die beiden Männer aus London engagiert, um sich mit den alten Vampiren herumzuschlagen. Und was geschah? Die Blutsauger hatten sich vor ihnen zurückgezogen, um sie anzugreifen. Ein Irrsinn.

Aber sie hatte es geschafft, zwei existierten nicht mehr.

Urplötzlich brach ihr Lachen ab, als sie an die anderen Vampire dachte. Sie waren von ihr nicht gestoppt worden und befanden sich bereits auf dem Weg zu den Menschen.

Konnte sie die stoppen?

Carmen lief einige Schritte vor, dann bewegte sie sich schneller und suchte die Gegend ab, wo sich die Kavalkade des Schreckens eigentlich aufhalten mußte.

Es war zu dunkel geworden. Die Schatten hatten an Länge gewonnen, sie sah nichts mehr.

Ihre Kehle saß plötzlich zu. Unsicherheit hielt sie umfaßt. Dabei mußte sie sich in den nächsten Sekunden entscheiden. Hier oben bleiben oder wegfahren?

Carmen Cavallo entschied sich für einen Mittelweg. Sie wollte bleiben und trotzdem fahren. Durch die oftmaligen Besuche war ihr die Umgebung auch in der Dunkelheit nicht fremd. Sie kannte sich aus

und wollte mit ihrem Geländewagen in der Nähe einige Runden drehen. Möglicherweise liefen ihr die Blutsauger noch in das Licht der Scheinwerfer hinein.

Gedacht, getan.

So schnell wie an diesem Abend war sie noch nie zu ihrem Fahrzeug gelaufen. Sie setzte alles daran, um Zeit zu gewinnen. Unter ihr lösten sich Steine vom Hang, begleiteten sie, überholten sie und verschwanden mit klappernden und tickenden Geräuschen irgendwo in der Dunkelheit, in der sich sonst nichts bewegte.

Zweimal rutschte Carmen aus, konnte sich zum Glück fangen und war froh, als sie den Wagen sah.

Sie schaffte es nicht, rechtzeitig genug zu stoppen, prallte gegen die Kühlerhaube und fiel darüber hinweg.

Tief holte sie Luft.

Es war nicht gut, daß sie am gesamten Körper zitterte. Sie mußte sich einfach zusammenreißen, denn eine Panik konnte ihr Ende bedeuten. Dennoch ließ sie sich Zeit.

Neben der Fahrertür blieb sie stehen, schaute in die Dunkelheit hinein und suchte nach irgendwelchen Feinden.

Nichts war zu sehen.

Nur diese graue Schwärze, die den Boden wie eine mächtige Decke umschlang. Sie würde auch den Gestalten der Nacht Deckung geben - leider.

Carmen schloß die Tür auf. Sie schleuderte zuerst ihr Schwert hinein. Auf dem Beifahrersitz blieb es liegen. Noch einmal schaute sie zurück, dann stieg sie ein.

Nach dem Zuschlagen der Tür hätte sie eigentlich das Gefühl der Sicherheit überkommen müssen, das aber trat nicht ein. Der Wagen kam ihr plötzlich vor wie ein Gefängnis, in dem sich die Gefahr noch stärker zusammenballte. Zudem hatte er sich aufgeheizt. Die Luft stand darin. Sie trieb Carmen noch mehr Schweiß aus den Poren.

Den Schlüssel hatte sie schon aus der Tasche genommen. Er wäre ihr fast aus den glatten Fingern gerutscht, als sie ihn in das Schloß stecken wollte. Er kantete nach unten, sie unternahm einen zweiten Versuch, diesmal klappte es, und der Motor tat ihr auch den Gefallen, sofort anzuspringen.

Für einen Moment lächelte sie.

Es tat gut, dieses Geräusch zu hören. Sie startete, schaltete die Scheinwerfer ein und fuhr sehr langsam an, weil sie sehen wollte, was die beiden Lichtlanzen aus der Dunkelheit rissen.

Nur das Gelände.

Keine Vampire waren zu erkennen. Wenn sie in der Nähe lauerten, hielten sie sich gut versteckt.

Außerdem mochten sie Helligkeit nicht, aber sie fürchteten sich

eigentlich nur vor den Strahlen der Sonne.
Noch einmal dachte Carmen darüber nach, welche Richtung die Blutsauger eingeschlagen hatten.
Es war nicht der direkte Weg zu den bewohnten Siedlungen der Menschen. Sie würden einen großen Umweg machen müssen, um diese zu erreichen. Den aber fuhr sie schneller. Nur konnte sie dabei nicht immer auf den besseren Pisten bleiben, sie mußte den Wagen schon quer durch das Gelände scheuchen und hoffte, daß er es schaffte.
Carmen spielte mit dem Gas. Der Geländewagen beschleunigte. Unter den Reifen spürte sie die Härte und Unebenheit des Bodens, beinahe widerwillig nur rollte der Wagen weiter. Carmen bekam die Stöße mit. Schon jetzt wurde sie durchgeschüttelt, und sie hielt das Lenkrad so fest wie möglich, wobei es ihr gleichzeitig auch als Halt diente.
Wie ein bleicher, breiter Schleier durchbrach das helle, bläulichweiße Fernlicht die Dunkelheit der allmählich hereinbrechenden Nacht. Noch war es Abend, und für viele ihrer Landsleute würde der Tag erst jetzt richtig beginnen.
Die Nacht war lang, man würde essen, man würde draußen sitzen, man würde sich unterhalten, Wein trinken und…
Etwas huschte durch das Licht.
Eine Gestalt?
Sie hatte es nicht genau erkennen können. Sicherheitshalber trat Carmen die Bremse.
Der Wagen stoppte zwar, rutschte auf dem ziemlich glatten Untergrund aber noch etwas weiter, schüttelte sich dabei, und das helle Vlies sah aus, als würde es nicken.
Sie wartete.
Ihr Blick war starr nach vorn gerichtet. Das Licht bekam eine andere Form als sich die Staubwolken wie dicke Nebelschleier heranschoben und es durchdrangen.
Die wallenden Gewänder irritierten Carmen. Sie gaben auch den anderen Gestalten Schutz.
Wie weit und wohin sie gefahren war, wußte sie auch nicht. Sie hatte irgendwo auf der freien Strecke gehalten, wo es weder einen Pfad noch einen Weg gab. Allerdings war sie froh, nicht auf der Kippe zu stehen, was auch hätte leicht passieren können.
Abwarten…
Die Zeit dehnte sich. Carmen hatte sich kein Limit gesetzt, aber lange wollte sie nicht warten.
Vielleicht war sie auch einer Täuschung erlegen. In den letzten Minuten hatte sie unter Dauerstreß gestanden wie unter dem Griff einer mörderischen Kralle. Da konnte es gut sein, daß sie sich schon etwas eingebildet hatte.

Etwas störte sie.
Carmen sah nichts, es war das Unterbewußtsein, das eine Warnung in ihr Gehirn schickte. Und gleichzeitig auch das Gefühl, nicht mehr allein zu sein.
Sie schaute nach links.
Zwar hatte sie mit einer Veränderung gerechnet. Daß diese jedoch so plötzlich eingetreten war, erschreckte sie schon.
Dicht hinter der Scheibe stand ein Vampir. Er preßte seine Fratze gegen das Glas, und mit einer Hand zerrte er bereits am Außengriff der nicht verriegelten Tür…

***

Die Klaue verstärkte den Druck so immens, als wollte sie mir das Handgelenk brechen. Suko hatte noch nichts gesehen, auch ich war für einen Moment wie erstarrt, und das nutzte dieser unheimliche Todesbote aus dem Brunnen aus, in dem er sich in die Höhe zog, was von kratzenden Geräuschen begleitet wurde.
Ich trat nicht einmal zurück, denn in meinem Hirn hatte ich blitzschnell einen Plan entwickelt. Ich half dem Wesen dabei, sich aus dem Brunnen zu ziehen.
Der Kopf erschien.
Ein schreckliches Gebilde. Halb verfault, wie angefressen wirkend. Nur ein Auge war vorhanden.
Das andere war ausgelaufen, und die Flüssigkeit war auf der rindenartigen Haut eingetrocknet.
»Tut mir leid, John, aber ich…« Suko verstummte, weil er mein Zischen gehört hatte.
Er kam näher.
»Laß mich!« flüsterte ich ihm zu, als ich seinen Schatten hinter dem Lampenkegel sah.
»Okay!«
Der Vampir wurde von mir tatsächlich aus dem Brunnen geholt. Er drückte seinen Oberkörper vor, ich sah jetzt seinen anderen Arm, der über den Rand kroch und an dessen abgerundeter Kante eine Stütze suchte.
Ich zerrte ihn weiter.
Der Schwung reichte.
Er kippte plötzlich nach vorn. Da auch ich ihn losgelassen hatte, prallte er bäuchlings zu Boden, blieb dort liegen und wurde von verschiedenen Seiten aus angestrahlt.
Zum erstenmal sahen wir einen dieser alten, maurischen Blutsauger ganz.
Wenn ich ehrlich war, dann mußte ich Carmen Cavallo recht geben. So wie diese Gestalt aussah, war sie einige Hundert Jahre alt.

Furchtbar, vertrocknet, lappig, mit weichen Knochen und struppigen Haaren, die wie ein dichtes Knäuel auf dem flachen Schädel wuchsen und sich dort verteilten, als wären sie alte Drahtwolle.

»Nur einer«, sagte Suko.

Ich nickte.

»Wo sind die anderen?«

Mein Lachen klang dumpf. Es wurde schnell von dieser finsteren Atmosphäre verschluckt. »Ihn können wir ja schlecht fragen. Er würde uns auch keine Antwort geben.«

Der Blutsauger kroch weiter. Er versuchte nicht einmal, aus dem Bereich unserer Lampen zu kommen, er blieb auf allen vieren, dann drehte er sich zur Seite und streckte gleichzeitig seinen rechten Arm aus, drehte die Hand und stützte sich ab.

So wollte er in die Höhe kommen.

Wir mußten ihn vernichten, das war klar. Suko deutete auf den Griff seiner Dämonenpeitsche, da hatte ich bereits meinen Dolch gezogen und hielt ihn hoch.

Mein Freund war einverstanden.

Der Vampir hatte sich inzwischen hingekniet. Mit eckig wirkenden Bewegungen schraubte er sich in die Höhe, seine Arme schwankten dabei, dann drehte er sich um.

Wir standen vor ihm.

Ich mit dem stoßbereiten Dolch, den er nicht zur Kenntnis nahm, denn er war zum Angriff bereit.

Sein Maul hatte er weit aufgerissen. Zwei Zähne schimmerten uns entgegen.

Er fiel vor.

Ich stieß zu.

Der Dolch traf kaum auf Widerstand, so dünn war die Haut im Lauf der Jahrhunderte geworden. Sie hing praktisch zwischen den Knochen wie straff gespanntes Papier. Und die von unten nach oben gezogene Klinge traf ihn genau in der Brust, ungefähr dort, wo bei einem Menschen das Herz schlägt.

Ich zerrte den Dolch wieder zurück. Als mein Arm sank, da sank auch die Gestalt zusammen. Sie war so gut wie lautlos vernichtet worden, nur ein leises Knirschen hatten wir gehört, als die Klinge die Knochen ankratzte. Und ich hatte den Blitz gesehen, ein kaltes Feuer der Weißen Magie, das ihn letztendlich vernichtet hatte.

Vor unseren Füßen fiel er auseinander. Er zuckte dabei, wir hörten wieder das leise Knacken, als die Knochen auseinanderbrachen und zu mehligem Staub wurden. Auch die dünne Haut in seinem Gesicht riß, bevor sie zu Staub wurde und in den allmählich auseinanderbrechenden Schädel hineinsank.

»Das war keine große Tat«, sagte Suko.

»Weiß ich selbst.«

»Wenn er wenigstens zuvor hätte reden können«, ärgerte sich Suko. »Wir hätten ihn zwingen können, zu sagen, was hier geschehen war. So aber…«

»Du hättest ihn auch nicht verstanden«, erklärte ich ihm.

»Kann sein.«

Ich drehte mich von der vernichteten Gestalt weg und trat bis dicht an den Rand des Brunnens. Mit der Lampe strahlte ich hinein. Jetzt, wo er nicht mehr von einem Blutsauger besetzt war, konnte ich vielleicht mehr erkennen.

Der Brunnen war mit bleichem Geröll gefüllt. Staub und Spinnweben hatten sich auf die Steine gelegt und sie miteinander verwoben, so daß es kaum Lücken gab.

Da konnte keiner bis auf den Grund klettern, es sei denn, er war der berühmte grüne Steinfresser, aber so hatte der Vampir nun wirklich nicht ausgesehen.

Trotz allem ließ mich eine gewisse Unruhe nicht los, weil ich einfach das Gefühl hatte, etwas übersehen zu haben. Ich umrundete deshalb den Brunnen und hielt die Lampe so, daß ihr Strahl gegen die Innenwände leuchtete.

Sie tastete sie ab und gab dem düsteren Gestein einen knochenbleichen Glanz.

Der wurde plötzlich unterbrochen. Mir kam es vor, als hätte jemand in die Lichtfahne hinein ein Loch gerissen. Das Loch war auch vorhanden, aber nicht im Licht, sondern an der Innenwand des Brunnens, dicht über der Stelle, wo das Geröll aufhörte.

Ich winkte Suko herbei. »Schau dir das an.«

Mein Freund beugte sich vor. Er schüttelte den Kopf. »Das ist ein Ding, John.«

»Nein, ein zweiter Fluchtweg.«

Suko richtete sich wieder auf. Er sah plötzlich nicht mehr gut aus und ähnelte schon einem Zombie, was seine Hautfarbe anging. Es lag nicht nur am bleichen Licht der Lampe. Auch seine Lippen hoben sich farblich kaum ab. »Wenn du das denkst, woran auch ich denke, dann haben wir einen Lattenschuß geschossen. Sie sind frei, John, und ich kann mir nicht denken, daß sie draußen einen Kreis bilden und dabei Ringelpitz spielen.«

»Eben.«

»Und oben wartet Carmen.«

Daran hatte ich auch gedacht, doch ich sah sie nicht so stark in Gefahr. »Es kommt darauf an, wann die Vampire ihr Versteck verlassen haben. Möglicherweise schon viel früher, so daß sie Carmen Cavallo gar nicht erst in die Quere gelaufen sind.«

»Das hoffst du.«

»Sicher.«
»Mich hält hier unten trotzdem nichts.« Suko schüttelte sich. »Denk mal nach. Wir wissen nicht, wie viele Blutsauger sich hier in den Kavernen aufgehalten haben. Wenn sie aber frei sind, wird jeder von ihnen nach einem Opfer suchen. Einer ist schon zuviel. Ich möchte gar nicht daran denken, wie stark sich das Grauen dann potenzieren kann.«
Da hatte er recht. Den Gedanken verdrängte ich auch, doch der Klumpen blieb in meinem Magen zurück. Schweigend machten wir uns an den Rückweg. Es gab nicht viel zu sagen. Ein jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, und die waren trist genug.
Wir erreichten die alte Treppe und leuchteten die unterschiedlich hohen Stufen ab, ließen die Strahlen aber auch wandern, so daß sie das graue Netz aus Spinnweben trafen, in dem sich die Fledermäuse festgehakt hatten.
Irgendwie fühlten sie sich gestört. Kaum hatte sie das Licht erreicht, da wurden sie aggressiv. Ich erinnerte mich an die Fledermäuse, die ich vor kurzem in Thüringen erlebt hatte, als ich zusammen mit Harry Stahl ebenfalls auf Vampirjagd gewesen war. Diese hier schienen mir ähnlich aggressiv zu sein.
Das gesamte Spinnennetz geriet in zuckende, wirbelnde Bewegungen. Die Köper der Fledermäuse verwandelten sich in eine rauschende, flatternde Wolke, die sich blitzartig ausbreitete und auch unsere Richtung leider nicht verschonte.
Ich hörte mich selbst fluchen, bevor ich mich links gegen die Wand drückte und meinen Kopf einzog, denn ich wollte nicht, daß sie sich wie altes Laub an meinem Gesicht oder dem Körper festklammerten.
Sie umtosten uns.
Sie versuchten zu beißen, wir schlugen nach ihnen. Ich zerquetschte einige, spießte auch selbst mit dem Dolch auf und spürte auch, daß es einige Zähne schafften, hier und da in meine Haut zu hacken. Dann war der Spuk vorbei.
Als Wolke wischten sie davon, allerdings in die Richtung, die wir auch einschlagen wollten.
Ich hörte Suko schimpfen und wußte, daß er okay war. »Wieso haben die was gegen uns?« fragte er.
»Das liegt wohl an dir.«
»Ach ja?«
Ich leuchtete meine linke Hand ab, denn dort hatte ich Bisse gespürt. Ich sah auch die Folgen. Kleine Wunden waren hinterlassen worden, bedeckt von Blutperlen. Das ließ sich verschmerzen. Meine rechte Handfläche, auf der noch Fledermausdreck klebte, wischte ich an der Wand ab und reinigte mit dem Taschentuch nach.
Suko war schon vorgegangen. Er hatte die Lampe so gehalten, daß

der Strahl über die Treppe hinwegglitt, auf der eine weitere Gefahr nicht zu sehen war.

Wohl fühlte ich mich nicht. Ich war einfach der Meinung, zuviel Zeit vertan zu haben, obwohl es uns gelungen war, wenigstens einen der Blutsauger zu vernichten.

Aber, so fragten wir uns natürlich, wie viele es von ihnen geschafft hatten, ins Freie und damit auch in die Dunkelheit des Abends zu gelangen. War es ein Dutzend oder noch mehr?

»Ich sehe den Ausstieg, John!« Sukos Stimme unterbrach meine Gedanken. Die Luke stand offen, dahinter zeichnete sich ein helleres Rechteck ab, obwohl es längst schon dunkel sein mußte. Doch der volle Mond brachte genügend Licht, um auch einem menschlichen Auge eine relativ gute Sicht zu gestatten.

Suko stand als erster im Freien. Ich kletterte ihm nach und sah, wie er sich zur Seite bewegte. Dann blieb er stehen, drehte sich um. Seine Haltung kam mir nicht eben günstig vor, und er gab mir auch bald eine Erklärung ab.

»Carmen ist weg.«

Ich richtete mich auf und klopfte mir den Schmutz von der Kleidung. »Sie ist nicht hier, meinst du?«

»Ja.«

Ich hob die Schultern. Suko war beunruhigter als ich. In der Dunkelheit schimmerte sein Gesicht wie ein bleicher Teig, und ich sah auch die Sorgenfalten auf seiner Stirn.

»Möglicherweise wartet sie woanders auf uns.« Meine Worte klangen mehr als lahm, das merkte ich auch.

»Okay, suchen wir sie.«

Die Trümmer der alten Maurenfestung waren mittlerweile zu gespenstischen Schatten geworden.

Sie hatten ihre Formen verändert, wirkten manchmal massiv, dann wieder flach und gestreckt, als wollten sie in alle Lücken hineintasten.

Der Wind war kühler geworden und hatte aufgefrischt. Manchmal schleifte er über die Trümmer hinweg, dann hörte es sich an, als wollte er ein altes Klagelied singen.

Wer mich kennt, der weiß, daß ich viel auf mein Gefühl gebe. Das hatte sich auch hier nicht geändert, und ich wurde einfach den Verdacht nicht los, daß etwas geschehen war.

Zwischen mir und Suko befand sich ein Zwischenraum von rund drei Metern. Wir schauten in den verschiedenen Richtungen nach, wir suchten hinter den Trümmern, wir ließen unsere Blicke auch über das Land schweifen, das im Mondlicht badete, so daß sich deshalb scharfe Konturen hervorzeichnen konnten.

Sie bewegten sich nicht.

In der Ferne nur war der Himmel heller. Nicht vom Licht des

Mondes, diese Helligkeit drang aus einem Tal hervor, und wir wußten beide, daß dort die Stadt Toledo lag.

Was nutzte sie uns, wenn Carmen Cavallo verschwunden war und sich die Vorwürfe bei uns steigerten.

Wir trafen dort ziemlich ratlos zusammen, wo die ersten Trümmer der Festung lagen. An dieser Stelle waren wir auch mit Carmen zusammen gewesen, und diesmal schauten wir uns beide ratlos an.

»Sag nichts«, flüsterte Suko. »Es gibt nur eine Möglichkeit, auf die ich hoffe.«

»Und die wäre?«

»Daß sie fliehen konnte. Weglaufen, in den Wagen setzen, starten und verschwinden.«

»Ja, das wäre am besten.«

Suko lief bereits den schmalen Geröllhang hinab, um die Stelle zu erreichen, wo wir das Geländefahrzeug zurückgelassen hatten. Wir würden von oben her auf das Dach schauen können, doch unser Blick glitt hinein ins Leere. Wenig später hatten wir den Beweis.

Der Wagen war verschwunden.

»Und jetzt?« fragte Suko.

»Müssen wir zu Fuß zurück.«

»Wie schön«, spottete er. »Weißt du was, John. Man hat uns reingelegt. Man hat uns, verdammt noch mal, reingelegt, und darüber bin ich so sauer. Wir kommen dagegen nicht an, die andere Seite ist stärker, sie ist zudem auch raffinierter.«

Ich leuchtete den Untergrund ab, weil ich nach Spuren suchte. Wenn welche vorhanden waren, konnten wir sie selbst nicht im Licht der Lampen entdecken. Dazu war der Untergrund einfach zu staubig und zu steinig. Hier hätte alles und auch nichts passieren können, und Sucher wie wir hatten immer das Nachsehen.

Wenn ich mir die Geschehnisse durch den Kopf gehen ließ, so sah das alles nach einem genau durchdachten Plan aus. Und ich dachte auch an den unheimlichen Besucher mit dem blutigroten D auf der Stirn. Er war wie ein Schatten im Garten erschienen. Wir kannten Will Mallmann alias Dracula II. Wenn er die Fäden zog, davon mußten wir einfach ausgehen, waren unsere Chancen gesunken.

Ich hob die Schultern.

»Okay, verschwinden wir von hier«, schlug Suko vor. »So weit ist es nicht. Wenn wir gut sind, können wir das Haus in einer knappen Stunde erreicht haben.«

Davon ging auch ich aus. Ärgerlich war es trotzdem. Ich hatte fest damit gerechnet, einen Erfolg zu erreichen. Daß man uns so geleimt hatte, war nicht vorauszusehen gewesen.

Suko schaute gegen den Himmel, als könnte er dort die Lösung finden. Er bot sich mit einer südlichen Pracht dar. War wolkenlos,

dafür übersät mit Sternen und natürlich dazwischen wie ein Wächter das Glotzauge des gelben Mondes.

Es war ebenfalls Suko, der das Geräusch zuerst hörte und mich darauf aufmerksam machte. Irgendwo in der Nähe hörten wir ein Schleifen und leichtes Brausen, als würde sich in der Luft etwas bewegen. Ein großer Vogel, zum Beispiel, oder…

Der rechte Arm meines Freundes schnellte in einem schrägen Winkel dem Himmel entgegen. Er hatte auch seinen Finger ausgestreckt und flüsterte scharf: »Da!«

Ich sah hin und sah ihn.

Einen sehr dunklen Umriß, im Vergleich zu den Farben des Himmels schon pechschwarz, aber nicht überall, denn die beiden schwarzen Teile bewegten sich wie Gardinen.

Ungefähr dort, wo sie zusammentrafen, da schimmerte ein bleicher Fleck durch.

Ein Gesicht.

Doch ein besonderes. Denn auf der Stirn war, wie von einem Brandmal gezeichnet, ein rotes D zu sehen.

Jetzt wußten wir Bescheid!

***

Carmen Cavallo verlor nicht die Nerven, wurde von einem Augenblick zum anderen eiskalt. Mit einer nahezu gemächlich aussehenden Bewegung streckte sie ihren Arm nach rechts, und zwar dorthin, wo das Schwert auf den Beifahrersitz gefallen war. Sie hätte die Augen schließen können und trotzdem mit zielsicherem Griff das Schwert umfassen können. Das war ihr in Fleisch und Blut übergegangen.

Der Vampir zerrte die Tür auf.

Dann griff er nach seinem Opfer.

Als er die Frau an der linken Seite anfaßte, war dieser Kontakt für sie so etwas wie ein Startsignal.

Sie hob die Klinge an und bewegte sich trotz des Gurts geschmeidig nach links.

Im Wagen war Platz genug, um sich bei der Bewegung nicht selbst zu verletzen. Die Klinge wischte vor ihrer Brust entlang, sie kam von rechts und schoß nach links. Der Vampir ahnte nicht, was ihn da erwartete. Das Schwert durchstieß seinen Hals.

Er schrie nicht, er zuckte nur, dann kippte er langsam zurück und ließ die Tür los.

»Bastardo!« keuchte Carmen und zerrte den Wagenschlag wieder zu. Ein dröhnendes Geräusch erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie schaute nach vorn und sah über die breite Motorhaube hinweg einen Schatten auf die Scheibe zukriechen. Hinter der ersten Gestalt erhob sich

bereits eine zweite, die denselben Weg nehmen wollte.
Das waren sicherlich nicht alle. Carmen kam sich in diesem Moment vor wie jemand, der von seinen Feinden umzingelt war, es zwar wußte, aber die Gegner nicht sah.
Sie mußte so schnell wie möglich weg.
Den Motor hatte sie abgewürgt. Noch einmal starten, noch einmal hoffen, daß es klappte.
Ja, er lief rund.
Kuppeln, dann das Gas.
Der Wagen ruckte an. Schon nach knapp einem Meter Fahrt spürte sie den Widerstand unter den Reifen und hörte auch das leise Knirschen und Knacken.
Ihr war klar, daß sie einen Blutsauger mit den Reifen regelrecht zermalmt hatte.
Aber der zweite lag noch vor der Scheibe. Er war so dicht an sie herangekommen, daß er sie schon berührte und sie nun als Stütze benutzte, um sich aufzurichten.
Seine Pranken hatte er gegen das Glas gedrückt. Es hielt dem Druck natürlich stand, und der Vampir stemmte sich in die Höhe.
Carmen Cavallo beschleunigte. Sie kam sich beinahe vor wie eine Filmheldin, nur saß bei ihr niemand im Wagen, der ihre Aktionen mit einer Kamera verfolgte.
Der Untote nahm ihr die Sicht, deshalb erkannte sie nicht mehr, wohin sie überhaupt fuhr. Als der Geländewagen einen heftigen Schlag bekam, schrie sie auf. Sie rechnete damit, daß er umkippen würde, aber es war genau das Richtige geschehen. Der Blutsauger auf der Kühlerhaube konnte die Schräge nicht mehr ausgleichen. Er versuchte es noch. Seine alten Finger kratzten über den Lack, der aber war einfach zu glatt und mußte ihm vorkommen wie eine Rutschbahn.
Er verschwand.
Neben dem Auto tickte er auf, wurde von den Reifen nicht erfaßt, und Carmen schaute ihm auch nicht mehr nach, weil sie genug mit sich selbst zu tun hatte.
Sie wollte nur weg, aber sie hatte die Piste leider verlassen müssen. Das Gelände war nicht nur unebener, sondern auch steiniger geworden, was sie schon merkte, denn die harten Gegenstände hämmerten nicht nur von unten her gegen den Bodenschutz, sondern knallten auch außen vor die Karosserie, so daß es sich anhörte, als wäre ihre Fahrt von einer ständigen Melodie aus Pistolenschüssen begleitet: Carmen biß die Zähne zusammen. Sie dachte an alles, nur nicht an Aufgabe.
Aber die Natur hatte ihr Grenzen gesetzt. Zum Glück brannten noch die beiden Scheinwerfer. In ihrem Licht sah sie die Felswand vor sich hochwachsen wie ein starres Gespenst. Wenn sie weiterfuhr, würde sie

in den nächsten Sekunden dagegen rammen.
Sie bremste.
Der Wagen schleuderte, drehte sich nach links. Sie gab wieder Gas, lenkte heftig und schaffte die Kurve.
Die Strahlen machten die Bewegung mit. Sie schwenkten wieder von der Wand weg und hinein in die vor ihr leicht ansteigende Ebene, wo sie schon ein ziemlich großes Gebiet erfaßten, das allerdings von den Vampiren in Beschlag genommen worden war, denn sie hatten sich an die Verfolgung der Frau gemacht.
Carmen wollte es zunächst nicht glauben. Es war für sie eine schreckliche und unwirkliche Szene, die einem gespenstischen Traum hätte entstammen können.
Sie liefen, stolperten oder fielen in einer breiten Reihe den Hang hinab. Sie bewegten sich starr und roboterhaft, aber sie machten den Eindruck von Wesen, die sich nicht aufhalten lassen wollten. Sie alle sahen irgendwie gleich aus. Verdreckt, verlumpt, mit einer alten, rissigen und öligglänzenden Haut, leeren Augen, offenen Mäulern - den Tod bringend.
Sie waren geschickt worden, und sie würden sich auch nicht aufhalten lassen, das stand für Carmen fest.
Sie wollten sie, ihr Blut!
Carmen duckte sich. Es kam jetzt einzig und allein darauf an, daß sie die Nerven behielt. Sie öffnete auch keine Tür, um nach draußen zu gelangen und mit dem Schwert zu kämpfen, denn sie kam sich in der Fahrzeugzelle sicherer vor.
Carmen versuchte abzuschätzen, wie weit die Blutsauger noch vom Ziel entfernt waren.
Dreißig oder vierzig Meter?
Das konnte sein, und noch bildeten sie eine breite Front. Sieben Vampire hatte sie gezählt, nein, sie sah auch einen achten, der sich von rechts außen her näherte. Er schwenkte nach innen, und das war wohl so etwas wie ein Startzeichen für die anderen gewesen, denn plötzlich lösten auch sie ihre Formation auf.
Bisher hatten sie einen breiten Rahmen gebildet, nun aber verengten sie ihn, so daß er schon die Form eines Halbmondes angenommen hatte, als sie etwa zehn weitere Schritte zurückgelegt hatten.
Der Plan lag sichtbar vor Carmen. Sie würden ihren Wagen als geballte Macht angreifen, und nichts konnte sie mehr davon abhalten. Es gab keine Gegner, die sie gestoppt hätten. Da war keine Wand, da waren keine Hände, die irgendwelche Waffen hielten und mit geweihten Kugeln auf sie feuerten.
Sie drängten sich zusammen. So eng mittlerweile, daß sie sich berührten. Dabei blieb es nicht. Sie stießen und schubsten sich. Jeder schien als erster das Ziel erreichen zu wollen.

Im Schein des Fernlichts waren sie gut zu sehen. Carmen durfte gar nicht daran denken, daß sie es hier mit Geschöpfen zu tun hatte, die schon mehr als dreihundert oder vierhundert Jahre alt waren.
Sie mußte diese maurischen Blutsauger einfach hinnehmen und versuchen, sich auf sie einzustellen.
Ihr Fuß spielte mit dem Gaspedal.
Hin und wieder brummte der Motor auf, wenn sie die Drehzahl beschleunigte, aber sie hütete sich davor, den Wagen in Bewegung zu setzen. Noch waren die Blutsauger nicht nahe genug, und es waren auch leider keine Gestalten aus der Geisterbahn.
Carmen ließ sie kommen.
Ihr Gesicht zeigte keinen Ausdruck. Vielleicht lag auf ihren Lippen ein hartes und gespanntes Lächeln, das war auch alles. Es kam nun einzig und allein auf sie an.
Wenn sie die Nerven behielt und genau im richtigen Augenblick reagierte, konnte sie sogar mit der Brut fertig werden.
Sie kamen näher.
Staub quoll hoch, als sie mit ihren Füßen über den Boden schlurften. Steine wurden nach vorn gekickt, tanzten auf den Wagen zu und knallten gegen das Blech.
Das Licht strahlte sie an. Es verfing sich in den leer wirkenden Augenhöhlen, es machte sie zu kleinen, glänzenden Spiegeln, und dieser Haufen von widerlichen Untoten mit den aufgerissenen Mäulern, die bereit waren, sich in warmes Menschenfleisch zu schlagen, war nur mehr einige Schritte von seinem Ziel entfernt.
Nahe genug!
Carmen schrie, als sie anfuhr.
Sie mußte es einfach tun, sie mußte sich freie Bahn verschaffen, zu stark war die Nervenbelastung.
Noch nie zuvor war sie so heftig gestartet.
Der Geländewagen sprang nach vorn und raste wie ein Rammbock auf die Blutsauger zu…

***

Manuel, der Butler, arbeitete sehr lange schon im Haus der Cavallos. Er gehörte praktisch zu den Vertrauten der Familie, obwohl ihm nie direkt etwas erzählt wurde. Aber er bekam immer viel mit.
Er hatte es sich angewöhnt, seine Augen und Ohren offenzuhalten. Wenn er etwas wußte, hütete er sich davor, sein Wissen weiterzugeben. Er behielt es für sich, machte sich seine eigenen Gedanken und sprach das Thema nur an, wenn er auch gefragt wurde.
So auch an diesem Abend.
Manuel hatte die Besucher sehr wohl registriert, sich aber mit irgendwelchen Fragen oder Bemerkungen vornehm zurückgehalten. Er

wollte auf keinen Fall auffallen.

Doch er spürte die andere Atmosphäre. Auch Carmen war nervös, sie war gleichzeitig in Gedanken versunken, sie reagierte mal langsam, dann wieder; hektisch, und es stand für ihn fest, daß sich etwas Gefährliches anbahnte.

Schließlich verschwand Carmen mit den beiden Männern. Sie nahmen ihren Geländewagen, und Manuel dachte über den Grund nach, konnte aber keine Lösung finden.

In den Wirtschaftsräumen traf er mit dem Gärtner zusammen. Er hieß Rojo, war ebenfalls schon älter, und seine Haut wirkte wie dünnes, braunes Leder, weil sie ein ganzes Leben den Sonnenstrahlen ausgesetzt worden war. Rojo saß auf einem Stuhl am Tisch und trank roten Landwein. Er hatte seine Brille aufgesetzt. Die Gläser wirkten so dick wie Flaschenglas, und seine Pupillen sahen aus wie schwarze Monde.

Manuel zog sein schwarzes Jackett aus und nahm ihm gegenüber Platz. Rojo wußte, was ihm jetzt guttat. Er schob dem Butler ein Glas zu und danach die Karaffe.

»Danke.«

»Wie geht es dir?«

»Nicht gut.«

»Warum nicht?«

Der Butler ließ sich Zeit mit der Antwort. Er schenkte das Glas voll, nippte, nickte und war zufrieden. Dann nahm er einen zweiten, größeren Schluck. »Es stimmt hier einiges nicht.«

Rojo nickte, gab keinen Kommentar und wartete darauf, daß der Butler fortfuhr. »Ich habe natürlich keine Beweise dafür, aber ich bin lange genug im Haus, um so etwas zu spüren.«

Rojo nickte wieder. Er gehörte zu den Schweigsamen im Lande. Jetzt allerdings bequemte er sich zu einem Kommentar. »Weißt du, Manuel, wir beide gehören irgendwie zusammen, auch wenn unsere Arbeiten völlig verschieden sind. Ich will ehrlich zugeben, daß auch ich Probleme habe. Ich spüre, daß etwas geschehen ist und auch noch weiter geschieht.«

Manuel beugte sich vor. Sein altes Gesicht zeigte Sorge. Falten tief wie Gräben ›schmückten‹ seine Haut. »Was ist denn geschehen? Kannst du da deutlicher werden?«

»Nein.«

»Du willst es nicht sagen.«

Der Gärtner nahm seine Brille ab und wischte über seine Augen. »Was soll das schon heißen, Manuel? Natürlich will ich es nicht sagen, weil ich mir nicht den Mund verbrennen will.«

»Wir kennen uns schon lange.«

»Trotzdem kannst du mich auslachen.«

»Und wenn ich dir verspreche, es nicht zu tun? Redest du dann? Erzählst du mir etwas?«

Rojo kniff für einen Moment die Augen zusammen, als verspüre er Schmerzen. »Ich kann dir auch nicht mit Tatsachen kommen, mein Lieber. Nur mit Gefühlen.«

»Sag sie doch!«

Er legte die Stirn in Falten. »Es sind schlechte Gefühle, das einmal vorweggenommen, sogar sehr schlechte. Aber was soll ich machen? Sie verstärken sich. Du weißt, daß ich mit der Natur verbunden bin. Ich sage dir, daß auch die Pflanzen leben. Sie haben wie wir eine bestimmte Aura, an der man als sensibler Mensch einfach nicht vorbeigehen kann. Ich habe sie gespürt…«

»Die der Pflanzen?«

»Nein, Manuel, nein.« Rojo schüttelte den Kopf. »Die meine ich nicht. Das hatte ich dir nur zur allgemeinen Erklärung gesagt. Es gibt hier noch eine andere Aura, die nichts mit der meiner Gewächse zu tun hat.«

»Und welche ist das genau?«

Der Gärtner senkte seine Stimme, bevor er sprach. Er schaute sich auch noch einmal in der Küche um, deren Wände verkachelt waren und an denen noch die alten Töpfe und Pfannen hingen. »Es ist ein besonderes Fluidum. Eine Aura des Bösen. Als wäre ein Dämon bereit, zu uns zu kommen. Er… er ist schon auf dem Weg. Ich… ich fürchte mich vor ihm.«

»Wie - Dämon?«

Rojo zuckte zusammen. »Jetzt wirst du auch lachen, nicht?«

»Überhaupt nicht.«

Der Gärtner trank schlürfend einen Schluck Wein und fuhr mit seinen Erklärungen fort. »Ich kann es nicht definieren, Manuel. Es ist vorhanden, es hat seinen schlimmen Weg bereits zurückgelegt, und es hat sich hier manifestiert.«

»Im Haus, meinst du?«

Rojo wiegte den Kopf. »Ich lege mich da nicht fest. Im Haus und auch im Garten, in der Umgebung, wenn du verstehst.«

»Nicht genau, aber das macht nichts.«

»Glaubst du mir denn?«

Der Butler strich mit zwei Fingern seine Gesichtsfalten nach. »Ja, ich glaube dir seltsamerweise. Ich bin sogar davon überzeugt, daß du recht hast. Hier… hier hat sich etwas zusammengebraut, für das mir jegliche Erklärung fehlt. Komisch, ich hätte früher darüber gelacht, jetzt aber nicht mehr. Es kann mit dem Alter zusammenhängen, finde ich.«

Der Gärtner war anderer Meinung. »Nein, mein Freund, es hängt nicht mit dem Alter zusammen.«

»Womit dann?«
»Mit der Weisheit.«
»Das ist mir zu wenig.«
»Du hast eben Lebenserfahrung sammeln können und siehst die Dinge nun anders als früher. Das ist doch ganz normal. Das ist einfach der Lauf der Zeit.«
»Meinst du?«
»Ja, davon bin ich überzeugt.«
Der Butler senkte den Blick. »Gut«, sagte er mit leiser Stimme, »belassen wir es dabei.«
»Eine Bitte noch«, flüsterte Rojo.
»Welche?«
»Sag mir Bescheid, wenn du etwas herausgefunden hast. Wir beide sollten achtgeben.«
Manuel nickte. »Darauf kannst du dich verlassen, Rojo. Das schwöre ich dir sogar.«
Als er sich erhob, zur Tür ging und dem Gärtner den Rücken zudrehte, da überkam diesen ein ungewöhnliches Gefühl. Es war beinahe eine Vision, allerdings düster wie Schatten, die den Tod begleiteten.
»Gott stehe uns bei!« flüsterte der Gärtner nur, so leise, daß Manuel es nicht hörte.
Er schritt durch den Flur und wandte sich nicht dem Haupthaus zu, sondern blieb im Wirtschaftstrakt. Auch von dort aus konnte er das Haus verlassen.
Er öffnete eine schmale Tür und trat hinaus in die Schatten der Dämmerung.
Nach zwei Schritten blieb er stehen.
Etwas hatte sich verändert.
Es lag nicht an dem kühler gewordenen Abendwind, der war völlig normal, und auch nicht an den schattenhaften Umrissen der dunkel gewordenen Gewächse und Bäume, nein, das war hier etwas völlig anderes, und der Butler fror plötzlich.
Die Jacke hing noch in der Küche, er wollte auch nicht zurücklaufen und sie holen, statt dessen blieb er stehen, schaute in das graue Dämmerlicht hinein und merkte, wie Schweiß in zwei schmalen Rinnsalen an seinem Rücken entlang rann.
Was stimmte hier nicht?
Plötzlich wußte er Bescheid.
Es war zu still. Kein Vogel zwitscherte.
Ihm fehlte einfach der ›Krach‹ der Vögel, der für die Zeit zwischen Tag und Traum völlig normal war. Kein Schrillen, kein Schreien, kein Piepen, eine für ihn unverständliche Ruhe hatte sich über den kleinen Park gelegt.

Warum?

Der Butler dachte an Rojo, den er als einen sensiblen Menschen ansah. Dieser Mann war mit der Natur verbunden, er kannte sie, er wußte sie auch zu deuten.

Die Natur fürchtete sich…

Manuel fand es für ihn persönlich ungewöhnlich, daß ihm dieser Vergleich eingefallen war. Er war auch nicht einmal stolz darauf, er fühlte sich nur sensibilisiert und sah das Leben jetzt mit anderen Augen an als noch am gestrigen Tag.

Ein anderes Leben, das nicht nur vordergründig existierte. Verrückt, dachte er, du bist verrückt. Du hast dich durch die Reden des Gärtners beeinflussen lassen. Das kannst du nicht so hinnehmen.

Komm wieder zu dir, Alter!

Nein, es hatte keinen Sinn.

Er schaffte es nicht, seine Meinung zu ändern. Aber wie angelockt fühlte er sich plötzlich von der äußeren Umgebung, und Manuel kam sich vor wie jemand, der diesen Garten, der ja eigentlich schon zu seiner Heimat gehörte, zum erstenmal betrat.

Unter seinen Füßen knirschte der Kies. An der rechten Seite stand ein gewaltiger Rhododendrenbusch. Seine weißen Blüten hatte er verloren. Sie umlagen ihn wie Schneeflocken, die einfach nicht tauen wollten. Der Butler bewegte sich in einer Welt zwischen Tag und Traum und kam sich, wenn er ehrlich gegen sich selbst war, überflüssig vor.

Etwas raschelte in seiner Nähe.

Das Geräusch schreckte ihn auf. Er rechnete damit, daß es ein Tier war, aber als er sich drehte, da drohte ihm ein Herzschlag.

Vor ihm stand jemand.

Ein Mann, ein Fremder, eine dunkle Gestalt. Regungslos wie eine Statue, schwarz gekleidet und trotz des Wetters mit einem mantelähnlichen Umhang bedeckt.

Manuel hatte den Fremden nie zuvor gesehen, doch er war von dessen Anblick fasziniert. Besonders von seinem Gesicht, das auf der Stirn ein blutrotes D zeigte.

Der Butler wußte damit nichts anzufangen. Er zwinkerte nervös mit den Augen.

Rojo hatte von dem Bösen gesprochen, das in der Nähe des Hauses lauern sollte.

War diese Gestalt das Böse? Verkörperte sie das, was man unter Hölle und Verdammnis verstand?

Er hatte eine sehr trockene Kehle bekommen. Im Gegensatz dazu waren der Rücken und das Gesicht schweißnaß. Auch der Fremde sagte nichts. Er lächelte nicht einmal. Sein bleiches Gesicht blieb unbewegt, und der Butler suchte nach einem Vergleich, der ihm auf

der Zunge lag, ihm aber nicht einfallen wollte.

Erst als der Fremde den ersten Schritt nach vorn getan hatte, da fiel es Manuel ein.

Wie Dracula!

Wie der Schauspieler Christopher Lee in dem weltbekannten Film. Ja, so sah der Eindringling aus.

Aber es gab keine Vampire. Nur im Film und in den Büchern.

Der andere lächelte.

Er zog die Lippen sehr langsam in die Breite. Das war genau der Augenblick, wo ein Mann wie Manuel all seine Vorbehalte über Bord werfen mußte.

Es gab sie doch.

Er sah die beiden spitzen Zähne, die weißgelb aus dem Oberkörper hervorwuchsen, und plötzlich war ihm klar, daß er diesem Grauen nicht mehr entfliehen konnte.

Auch wenn er es gewollt hätte, er hätte sich nicht bewegen können. Wie angewurzelt stand er auf dem Kiesboden und glaubte, daß dieser sogar an ihm zerren würde.

Der Vampir ließ sich nicht aufhalten. Aus dunklen Augen starrte er Manuel an.

Dann griff er zu.

Wie eine Puppe ließ sich der Butler zurückziehen. Der Blutsauger schleifte ihn in den Schatten eines gewaltigen Strauches, der höher wuchs, als ein erwachsener Mensch groß war.

Dort drückte er ihn zurück.

Manuel hatte die Augen weit aufgerissen. Sein Herz raste wie verrückt. Warum schreie ich denn nicht, dachte er und sah im selben Augenblick das bleiche Gesicht wie einen tödlichen Mond über seinem eigenen schweben.

Mallmann senkte seinen Kopf noch tiefer, während, er den anderen zur Seite drückte.

Der Hals lag frei.

Straff war die Haut gespannt. Darunter zeichnete sich eine dicke, bläulich schimmernde Ader ab.

Das Ziel des Vampirs.

Und Mallmann biß zu…

ENDE des ersten Teils